BV
3365
.S38

LIBRARY OF PRINCETON
JUN 8 1999
THEOLOGICAL SEMINARY

BV 3365 .S38
Schreiner, Wilhelm, 1889-
1943.
Im Kampf um die Welt

L. L. Bachmann

# Im Kampf um die Welt

von

Wilhelm Schreiner

Wilhelm Schreiner

# Im Kampf um die Welt

Batakland
Indonesia

# Im Kampf um die Welt

von

Wilhelm Schreiner

Kontor des Missionshauses, Barmen

LIBRARY OF PRINCETON
FEB 16 1999

Copyright by
Hellmuth Wollermann Verlagsbuchhandlung
(W. Maus), Braunschweig

9. u. 10. Auflage

Den Titel zeichnete R. Roselieb-Braunschweig.
Druck von H. H. Nölke G. m. b. H., Bordesholm.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Einbruch . . . . . | 7 |
| Vormarsch . . . . . | 46 |
| Befreites Land . . . . . | 67 |
| Der Eroberer . . . . . | 127 |


Ein Verzeichnis fremder Ausdrücke und Namen mit ihrer Aussprache befindet sich am Ende des Buches und eine Karte auf der vorletzten Seite.

# Inhalt.

Seite

Der Einbruch . . . . . 7

Harmagid . . . . . 46

Verlorene Hand . . . . . 67

Der Verbrecher . . . . . 127

# Der Einbruch.

## 1.

Umsäumt vom Kranz geheimnisdunkler Berge, hinter denen langsam der Mond aufsteigt, träumt die Bai von Tapanuli in die helle Nacht. Die Kühlung, die von See her auf die Westküste Sumatras zusteht, drängt die Flut schäumend in das weite Rund der Bucht. Dunkel gegen die mondhelle Ferne des Meeres sich hebend, lauschen die windgewiegten Kronen langschäftiger Palmen dem ewigen Lied der Brandung zu Füßen. Die Damarfackeln in den Eingeborenenhäusern sind erloschen. Der Kampung Sibolga schläft. Nur an den Inseln draußen gleitet wohl noch ein Bootslicht verspäteter Fischer vorüber . . . Zwischen den Hütten der Siedlung im Schatten uralter Baumriesen gibt heiser ein Hund Laut. Die Türmatte einer der Hütten hat sich zur Seite geschoben, Kerzenschein zittert für einen Augenblick über den Weg, heraus tritt die helle Gestalt eines weißgekleideten Europäers, bleibt in Gedanken versunken stehen im Anblick der silbernen Ferne und der dunklen Bergketten im Norden, und redet stumm mit Nacht und Weite. Im Innern, wo sein Gefährte die letzten Vorbereitungen zu langer Reise trifft, liegt unterm flackernden Kerzenlicht noch tintennaß der Brief, den er eben beendet.

„Sibolga, Mitte Juni 1834.

. . . Morgen brechen wir nach dem Inneren auf. Was uns neulich noch Ward in Padang erzählt von seiner Reise

zusammen mit Burton vor neunzehn Jahren nach den Hochtälern Silindungs hat uns endgültig bestärkt, den Weg zu den wilden Stämmen der Bataks zu wagen. Zwar ist es vermutlich dort so wie hier in Sibolga, daß fast jedes deutliche Erinnern an die kurze Wirksamkeit jener beiden Männer verloren ging, aber das unendliche Staunen, mit dem die Bataks einst ihre Botschaft vom Tuhan Djesus aufnahmen, lockt uns unwiderstehlich, zu versuchen, diese gefürchteten Stämme im Innern der Insel zu ihm zu führen, dem großen Eroberer der Erde. Weil wir wissen, daß er Sieger bleiben wird im Kampf um die Welt, dürfen wir nicht zögern, auch in dies Land düsteren Schauders einzudringen, ein neues Volk im großen Kampf um die Welt zu befreien von seinem Dunkel durch die Frohbotschaft von dem, der uns eben in alle Welt geschickt und „alle Völker" zu seinen Jüngern zu berufen, gesandt hat."

Danach die Unterschrift: „Lyman."

Der inzwischen mit Packen fertige Gefährte setzte auch seinen Namen noch darunter: Munson, und gab dem Brief die Anschrift der Bostoner Missionsgesellschaft. Dann trat auch er hinaus in die Nacht zu dem Freund. Wortlos standen die beiden. Wohl war der Mond inzwischen schon so hoch gestiegen, daß er auch den Strand erreichte und mit den Schatten der windbewegten Bäume sein Spiel begann, doch dunkel und lastend wie zuvor begrenzte den weiten Horizont im Norden die Kette der geheimnistiefen Berge . . . unbekanntes Land, kaum mehr, als jenes eine Mal von weißer Menschen Fuß betreten.

Hörbar ging der Männer Atem. Jedeiner stand im Zwiegespräch mit dem Morgen und Uebermorgen, dem kommenden Erleben jenseits der Berge.

Und über ihnen glänzte aus dem Chor der flimmernden Geschwistersterne hoch und still das Kreuz des Südens . . .

*

Durch die Urwaldmühsal vieler Tage hatten sich Lyman und Munson bis zum Ende des Monats hindurchgekämpft und, dem Batangtoru folgend, den Rand der Hochtäler erreicht. Sie selbst, wie ihre Gefährten, brauchten Rast und Ruhe. Hatten sie auch von vornherein auf Anraten der sie begleitenden beiden batakschen Führer die Tagereisen nur kurz angesetzt, die Unbill der Märsche war doch über alles Erwarten groß gewesen. Auch die sonst zähen chinesischen Träger drohten manchmal abzubauen. Nur Si Jan, ihr treuer Diener, hatte unentwegt mit ihnen in jeder Lage ausgehalten. Mühselig dies Ringen in wegeloser Wildnis! Ein zähes Klettern durch Schluchten und Felsenhänge, ein steter Kampf um Bezwingung immer neuer Uebergänge über die reißenden Bergwasser des Batangtoru. Oft bis zum Hals im Wasser, umgurgelt von wirbelnder Strömung! Oder auf schwankender Brücke aus Rohrpalmsträngen, mit Seiltänzerkünsten nur zu begehen! Schweißtriefend oder stromnaß dann hinein von neuem in das Urwalddunkel, das oft in stickiger Schwüle brütete, oft kühl bis zum Erschauern war. Kein Sonnenstrahl, der durchs Gewirr der Kronen hoch zu Häupten drang. Zwischen schmarotzerumwachsenen Stämmen, undurchdringlichem Gestrüpp, Lianengeflechten und Farnwildnis wand sich der für Europäeraugen fast unsichtbare Pfad hindurch. Stündlich fast mußten die beiden Batak mit ihren Rautmessern Bahn schlagen. Gestürzte Riesenstämme sperrten oft den Weg oder moderten unterm trügerischen Moosteppich, in dem man bis zu den Hüften versank, umstiebt von Staub und überschüttet von tausenderlei lebendem Getier, Ameisen und Tausendfüßlern . . . So mancher Abend sah sie über und über bluten aus den Saugstellen unzähliger Blutegel, die auf ganzen Strecken sumpfigen Geländes wie gesäet vom Boden hochwuchsen, sich von den Blättern herunterließen und sich, erst unsichtbar, in der Witterung nahender Beute plötzlich aufrichteten wie zu Berg stehende Haare . . . Und dann die Nächte! . . .

Manchmal kältedurchschüttelt unterm Felsenvorsprung verbracht, schlaflos, in steter Wachsamkeit vor dem Raubzeug des Urwaldes, dessen Nähe die Spuren am Tag vorher oder die Stimmen rings um das abendliche Feuer bezeugten. Manchmal in halb zerfallenen und verlassenen Eingeborenenhütten, mit tränenden Augen vor dem Feuer, dessen Rauch keinen Abzug fand, hockend oder liegend, um dann gegen morgen, wenn es niederbrannte, die Beute unzähliger Moskitos zu werden . . . Urwaldmühsal ohne Ende.

Aber unaufhaltsam und zäh hatten die Missionare eine Tagereise zu der andern gelegt, sich durch nichts aufhalten lassen von weiterem Vordringen, auch nicht durch die Warnung eines ihren Weg kreuzenden Häuptlings, der ihnen riet, zu warten, bis er ihnen von daheim eine Einladung sende und beglaubigte Führer; sonst fürchte er für ihr Leben, denn die Adat seines Volkes erkläre jeden Fremden, der ungerufen in die Täler komme, für vogelfrei. Seit das Land nach Ueberwindung des Urwaldgürtels freier geworden und die Eingeborenen in den ersten angetroffenen armseligen Kampungs ihnen zwar bis zum Betasten neugierig aber nicht feindselig entgegengetreten, waren Mühsal und Warnung schnell vergessen. Schon ward es Gewohnheit, gegen Abend eins der nächsten hinter Bambusdickicht versteckten Dörfer zum Uebernachten aufzusuchen, denn der Abend brachte meist den auf Sumatra üblichen ergiebigen Regenguß.

Auch der Nachmittag des 28. Juni vertauschte lachenden Sonnenschein gegen Sonnenuntergang mit schnell sich zusammenballenden tiefhängenden Wolken. Die Führer schlugen deshalb ungesäumt die Richtung zum nächsten Kampung ein, daß dem Radja Panggalamei unterstand. Sisakkas sprachen sie den Namen des Dorfes aus. Auf schmalem Pfad, einer hinter dem andern, zogen die Missionare mit ihren Begleitern durch die, baldige Dorfnähe kündenden, Rodungen und Reisfelder. Das Gefühl, in

Kürze vor Regen und nächtlichen Gefahren geborgen zu sein, beschleunigte die Schritte der Träger.

Da hielten die vorausgeschrittenen zwei batakschen Führer plötzlich an. Der eine kam zurück und meldete, daß ein Verhau aus Stachelbambus den Weg sperre und in dem dahinterliegenden ersten Haus sich eine ungewöhnlich große Schar bewaffneter Krieger zeige. Die Missionare ließen die Träger halten, gingen waffenlos mit den Führern nach vorn bis hundert Schritte vor den Verhau. Ueberragt von zugespitzten Pallisaden lag er jetzt scheinbar verlassen. Doch lugten hier und dort Lanzenspitzen über die Bambusstäbe hoch. Daß etwa Widerstand beabsichtigt wäre, schien aber den Missionaren nur auf Mißverständnissen beruhen zu können. Sie sandten darum den einen ihrer batakschen Führer als Dolmetscher mit dem Zeichen des Friedens vor, um zu verhandeln. Langsam und vorsichtig ging der Batak dem Verhau näher. Schritt um Schritt . . .

Da gellt aus dem zurückliegenden Bambusdickicht vielstimmiges Geschrei auf, speerschwingend stürmen ganze Haufen Eingeborener unter wilden Rufen auf die Reisenden los. Schon werfen die chinesischen Kulis ihre Lasten ab und fliehen. Den Dolmetscher scheint die Erde verschluckt zu haben. Si Jan, von Lyman befohlen, springt auf die Stelle zu, wo er stand, denn nur er, der die Sprache beider Parteien versteht, kann die Lage entwirren. Lymann und Munson gehen betont waffenlos dem über die Felder heranpreschenden Haufen entgegen. Da peitscht ein Schuß aus dem Verhau an Si Jan vorbei. Im Umdrehen sieht er seinen Herrn im Feuer stürzen . . . und geht sofort selbst in Deckung. Auf Munson zu, der sich über den gefallenen Freund beugt, schäumt indessen die Woge der Wilden. Speere schwirren voraus. Von zweien durchbohrt, stürzt der letzte Weiße blutend über den toten Freund. Da flieht auch Si Jan und entgeht den Verfolgern im Bambusgestrüpp.

Als erster steht mit hellem Kriegsschrei Panggalamei über den verröchelnden Missionaren, läßt seinen drachenkopfgeschmückten Parang blitzend durch die Luft schneiden und springt triumphierend hoch, in der Linken die abgeschlagenen Häupter seiner Opfer.

* *

Die Nacht fällt ein. In Panggalameis Hause hocken die Radjas der ferner liegenden Dörfer, die er gegen die Eindringlinge zusammengehetzt. Damarfackeln schwelen durch die Hütte. Blutbefleckte Gesichter tauchen aus dem Dunkel, wo das Fackellicht die den Raum füllenden Dämpfe kochender Kessel durchteilt. Schwarze zerfallene Zähne reißen gierig soeben gargekochtes Fleisch von den Knochen, die sorgsam auf einen Haufen gelegt werden. Vom Betelkauen blutrote Lippen schmatzen im Wohlgefühl gesättigter Gier. Von den beiden Missionaren bleibt nichts übrig als die Knochen und die von Panggalamei für sich beanspruchten Schädel, deren Besitz sein Ansehen steigert und seine Kraft erhöht, da die Seelen, die in ihnen lebten, nach seinem Glauben sich nun mit ihren Kräften — i h m dienstbar werden erweisen müssen. Noch löst man hier die letzten Muskeln von den Menschenknochen, da zittert draußen ein langgezogener Weheschrei durch die Nacht. Ein kurzes Horchen. Das Mahl geht weiter. Panggalamei beginnt zu tanzen.

Draußen aber steht am Zauberpfahl inmitten der Siedlung der eine Batakführer der verzehrten Missionare, den die Mannschaft des nahen Huta-Tinggi lebend fing. Tief schneiden die Rohrpalmfesseln in seine Muskeln. Um das zu seinen Füßen brennende Feuer tanzt der ganze Schwarm der Krieger; bis der aus dem Häuptlingshaus gerufene Radja von Huta-Tinggi in den Kreis tritt. Stille wird. Aber der Häuptling beginnt angesichts des Gefangenen mit den Augen zu rollen, fängt an zu reden, erregend peitscht ein Wort das andere. Die Seelen der Männer

ringsum sind wie windbewegtes Rohr unter seinen Worten. Immer wilder wird des Radja Rede. Rache für den Verrat fordert er, daß der Gefangene jenen Eindringlingen als Führer diente. Grausam leuchtet das Weiß seiner funkelnden Augen, sein Wüten springt über auf die Menge seiner Krieger. Messer blitzen. Wie im Tobsuchtsanfall stürzt der Radja plötzlich auf den Gefesselten los. Sein kriartiges geschwungenes Messer fährt in des Gefangenen Arm. Unter dem Wehgeschrei des Opfers schwingt er das losgeschnittene Stück blutenden Fleisches hoch, trinkt jauchzend das heruntertröpfelnde Blut und wirft das Stück auf das Feuer, um es angeröstet zu verschlingen. Nun ist die Bahn frei für die Menge der Krieger. Jedeiner rast heran wie der Häuptling und schneidet sich ein Stück los von dem winselnden lebenden Opfer am Pfahl. Knochen liegen bloß. Um die Füße des Gefangenen sammelt sich eine dunkle Lache Blut. Aber keiner kennt eine Regung des Erbarmens. Bluttrunkener Rausch knebelt alle Sinne. Ein Schrei des Opfers nach dem andern gellt über den Platz in die Nacht, bald leiser schon, bald nur noch ein Wimmern. Verröchelnd verblutet ein Mensch am Marterpfahl.

Ueber dem Nachtbild voll Grauen und Entsetzen aber glänzt aus dem Chor der flimmernden Geschwistersterne hoch und still das Kreuz des Südens.

## 2.

In diesem Jahr der dunklen Tat von Si Sakkas, 1834, wurde auf der friesischen Marschinsel Nordstrand der Schleusenwärtersohn Ludwig Ingwer Nommensen geboren. Neunundzwanzigjährig stand er zum ersten Mal, vom Grenzgebirge niedersteigend, über dem Tal Silindung.

Die Nebel der Morgenfrühe nahmen vorerst noch jede Sicht. Gespenstisch tauchten hier und dort hohe Baum-

gruppen aus dem Gelände. Aber über dem Wogen des Dunstes standen bis weit nach Norden hinauf klar und scharf die Ketten der Randgebirge, zwischen die das Hochtal eingebettet ist. Hell sich vom dunklen Hintergrund des zurückbleibenden Urwalds hebend, wartete der weiße Mann auf den Sieg der Sonne.

Von Süden kam er, wo rheinische Missionare auf der Hochfläche von Sipirock seit einigen Jahren mit dem Islam das Ringen um die Seele der nördlichsten Stämme der Mandhelingschen Batak aufgenommen, hatte bei den am Mittellauf des Batangtoru arbeitenden Missionaren van Asselt und Heine sich über die Erfahrungen unterrichtet, die sie vor acht Monaten auf einer ersten Streife durch das Tal Silindung gesammelt, und stand nun, nur von zwei jungen Küstenbatak begleitet, am Tor von Silindung, dem ersten Ziel seiner Sehnsucht.

Denn mit dem Blick eines geborenen Feldherrn hatte dieser sehnige Friese von Anfang an erkannt, daß der Kampf um die Batakvölker im unberührten und kaum je von Weißen betretenen Innern Sumatras siegreich nur geführt werden könne durch einen Einbruch in die Hochburg ihres Heidentums, die Gebiete um den Tobasee.

Wohl war vor einem Jahr ein erster Vorstoß vom Hafen Barus aus nach dem Tobasee am Widerstand der holländischen Kolonialregierung, die eine Wiederholung des Schicksals von Lyman und Munson fürchtete, gescheitert, aber zum zweiten Mal hatte sich Nommensen nicht aufhalten lassen durch kolonialpolitische Bedenken. Allein vordringend im unabhängigen Quellgebiet des Batangtoru begann er den Einbruch von Süden her gerade auf dem alten Wege von Lyman und Munson. Durch van der Tuuk, den einzigen Kenner batakscher Sprache und Schrift schon in Holland vorbereitet, brachte der junge Missionar von vornherein die Fähigkeit mit, ohne Dolmetscher mit den Eingeborenen in ihrer Sprache zu reden,

und, als Pionier des Tuhan Djesus, den Willen, im Kampf um das Herz des braunen Volkes den Batak ein Batak zu werden. —

Die Nebel fielen . . . Sonnenglast breitete schimmernd seinen Glanz über das weite Tal . . . Unfern hoben sich die Hügel von Simorangkir, leuchtend umgrenzt von den weißen Sawafeldern, deren lichtgrün sprossender Reis über die ganze weite Talsohle einen lenzesfrohen Schleier spann. Duftig wuchsen im morgendlichen Schein aus dem grünen Teppich wie Inseln aus der See zahlreiche Bambuswäldchen, hinter denen verborgen die Kampungs der Eingeborenen sich den Blicken entzogen. Fast nirgends, soweit der Blick nun reichte durch das meilenweite breite Tal, war die Spur einer größeren Siedlung sichtbar. Nur hier und dort Hüttlein in den Reisfeldern. Und doch dies Tal die Heimat von fast zwanzigtausend Menschen!

Ruhig atmet die Frühe . . . Hier und dort blitzt ein Wasserlauf in heller Windung, Quellflüsse des Batangtoru: der Situmandi im Osten, Sigeaon weiter westlich, ein lockendes Land . . . eine wartende Welt.

Rüstig schreitet Nommensen zu Tal . . . in den sonnensatten Morgen — —

* * *

Im Onan Sipinggan drängen sich Scharen brauner Bataks aus den Dörfern ringsumher. Wochenmarkt! Käufer und Verkäufer fluten durch die offenen Tore im Bambusverhau, der, wie jedes Dorf, so auch den Marktflecken umgibt. Im Schatten der ausladenden hohen Giebel der auf Pfählen stehenden Häuser haben die Weberinnen ihre Zeuge ausgebreitet, feste Pflanzenfasergewebe und Wollstoffe, gefärbt im tiefen Blau von Salaon oder mit Gelbholz oder dem Rotbaum; daneben die Töpfer, weithergekommene Verkäufer von Reisfässern und Edelhölzern, Eisengeräten und Messingwaren, Waffen und Schmuck, Pfeifen und Kalkdosen samt Napuranbeuteln,

Durianfrüchte, süße Kartoffeln, ungeschälter und geschälter Reis, Gewürze aller Art, die Früchte des ganzen Landes, Kaffee und Tabak liegen ausgebreitet zwischen den Händlern auf dem freien Platz gegenüber dem Sopo des Häuptlings, wo man über wichtige Dinge zu beraten pflegt. In einer Ecke blökt angepflöcktes Mastvieh, plumpe Horbos, Hühner werden feilgehalten. Ein unbestimmtes Lärmen hin und her. Feilschen und Bieten. Hier und dort übertönt vom Beifallsgeschrei der Zuschauer von auf dem Markt ausgetragenen Hahnenkämpfen. Jedermann in Waffen, ohne die er nie geht. Ein wechselndes Farbenspiel blauer und roter Ulos und Kopftücher, heller und dunkler Hautschattierungen vom lichten Kaffeebraun bis zu dunklen Erdtönen.

Plötzlich ein Auflauf am Dorfeingang. Kinder strömen zusammen und Erwachsene. Mit Windeseile fliegt es von Mund zu Mund: „Ein Weißauge!"

Kühn und aufrecht, sich kaum der neugierigen Kinder und ihrer betastenden Hände erwehrend, kommt durch die braune Menge über den Markt geschritten ein blonder weißer Mann mit hellen blauen Augen.

Ein Redeschwall ohne gleichen umbrodelt ihn. Nie sah dies Dorf seit Jahrzehnten einen Europäer, vielleicht überhaupt noch nie. Und dieser blonde Mann beugt sich nieder zu einem Batakbuben der allzu dreist die Echtheit seiner Farbe prüft und scherzt mit ihm — auf b a t a k s c h.

Staunende Stille. In Flüstern verebbt die drängende Neugier. Das Weißauge spricht die Sprache Silindungs? . . .

Behend steigt der Fremde die Sprossenleiter zum Boden des Sopo hinauf und tritt vor den Radja. Indes die Männer des Dorfes nachdrängen und im Nu das Versammlungshaus füllen, zwingt die Sitte alle weiblichen Neugierigen draußen zu bleiben. Der Markt wird darum nicht stiller.

Der Radja ist sich seiner Würde bewußt in Gebärde und Haltung: Was der Tuan wolle hier in Silindung?

„Bei Euch wohnen möchte ich und alle, die klug und glücklich werden wollen, unterweisen."

Es dauert lange, bis Ruhe eintritt, sodaß wieder Worte von Einzelnen vernehmbar sind. Hier wohnen? Noch je hat sich das Volk abgeschlossen gegen jeden weißen Mann, und vogelfrei soll jeder sein, der das Tal ungeladen betritt, lautet die heilige Adat! Parteien bilden sich. Es gibt weitgereiste unter diesen Braunen, die wissen, daß sich Silindung nicht ewig absperren kann gegen die Welt und das Neue, was draußen ist jenseits der Berge. Zäh stehen andere zur Ueberlieferung der Väter und verweigern jede Aufnahme. Doch das, was man von den zwei Weißaugen gehört hat, die vor etwa acht Monden durch Silindung gezogen sind und drunten am Batangtoru in Pangaloan eine Schule gebaut haben, läßt viele unentschieden in der Schwebe verharren. Rede und Gegenrede gehen endlos fort. Aus dem Morgen wird Mittag. Aus Mittag Abend. Der Fremde hört geduldig zu. Einen Friesen verläßt die Ruhe so leicht nicht.

„Nun Spaß beiseite, wann gehst du wieder?" fährt einer auf ihn ein, als die Schatten schon lang sind.

„Gar nicht mehr, ich will mir ja ein Haus bei Euch bauen."

„Dann werden wir es niederbrennen."

„Und ich baue es dann von neuem auf," ist des Weißen Antwort.

„Wir hacken Dir Deine Beine ab und werfen Dich in den Fluß," wird ein Hüter der Tradition sehr deutlich.

„Ach, Freund, das meinst Du ja gar nicht so," entwaffnet ihn lachend der weiße Tuan.

Es gibt kein Ende. Anderntags kommen die Radjas aller umliegenden Dörfer zusammen, und die Verhandlungen gehen weiter. Der Mann mit den blauen Augen

hält, ohne zu drängen, aus, immer ruhig. Fünf ganze Tage. Langsam beginnen die Radjas die Oberhand zu behalten, denen das Wesen dieses weißen Mannes Vertrauen abnötigt.

Noch einmal kriselt die Lage. Die Frage der Verantwortung für sein Leben wird von einem Häuptling, der ihm wohl will, aufgeworfen. Hinter dem Bild versteckt, droht bitterer Ernst:

„Wenn man ein Reiskorn auf die Straße wirft, werden dann die Hühner es nicht aufpicken?"

Weißauge erhebt sich. Auch die Gegner spüren die Stärke seines Glaubens, mit solcher Kraft kommen die Worte: „Wenn der eine Mann, der das eine Reiskorn hingeworfen hat, die Hühner wegjagt, werden sie auch das eine nicht fressen!"

Da wird es klar, daß dieser Fremde eine starke Ompu Sumangot haben muß, einen Großvatergeist, der mächtig ist, ihn zu schützen. So darf er denn wohnen im Tal.

* *

In ganz Silindung, das er durchreiste, fand Nommensen eine ähnliche Aufnahme. Seine Geige, Kompaß, Brennglas oder Ziehharmonika, im geeigneten Augenblick richtig gehandhabt, stellten sich für ihn als oft nicht zu unterschätzende Mittel heraus, Verhandlungen seinerseits über tote Punkte hinweg zu führen oder kritische Lagen abzublenden. Gesamteindruck jedenfalls: die Bahn zur Niederlassung schien frei zu sein. Als er aber nach notwendiger Vertretung eines erkrankten Missionars in Sipirok im Mai 1864 zum zweiten Mal kam und sogleich an die Auswahl eines Bauplatzes gehen wollte, zeigte es sich, daß inzwischen eine ganze Anzahl der Radjas bedenklich geworden waren. Die Verhandlungen begannen von neuem, kamen aber infolge der Quertreibereien der verschiedenen sich gegenseitig befehdenden Dorfhäuptlinge nicht vom Fleck. Da nahm Nommensen, endlich einmal des ständigen La-

vierens müde, eines Tages sein dickstes Buch mit nach dem Sopo, erklärte den Häuptlingen, dahinein werde er den Namen von jedem schreiben, der ihm jetzt noch den Hausbau verwehren wollte. Aus abergläubischer Scheu vor Buch und Schrift wagte keiner mehr, seine gegnerische Meinung diesergestalt niederlegen zu lassen, und so begann doch eines Tages der Bau der ersten Missionshütte im Tal Silindung. Balken, ein paar Bretter, Latten aus gespaltetem Bambus und spanisches Rohr als Bindemittel genügten, hinterher dann noch Lehm zum Verputzen der Wände.

Inzwischen hatte der zähe Friese Gelegenheit, bei seinem mannigfachen Hin und Her in den Kampungs des Tales damit zu beginnen, den Bataks ein Batak zu werden. Zur Nacht blieb er meist im Sopo, zuweilen aber auch bei einem der Radjas im eigentlichen Hause, zusammen mit mehreren Familien, oft fast einem halben hundert Leute in dem einen Raum des auf Pfählen erhöhten Baues! Droben im hohen Giebelinnern Vorräte aller Art, Waffen, Häute, Geräte, an den Wänden umher gewebte Matten, desgleichen auf dem Bretterboden, als einzige Unterlage beim Schlafen. Die Häuptlingshäuser beherbergten oft die ganze im Dorf ansässige Sippe, die auch des Nachts beim Schlafen nur familienweise durch Matten getrennt ward. Kein Wunder, daß in solchem Raum nie Ruhe war, immer Kinder Laut gaben, und auch des Nachts ein mannigfaches Kommen und Gehen, Steigen und Klettern, Schimpfen und Zetern versehentlich dabei Angestoßener und Getretener nicht zu den Seltenheiten gehörte. Dazu gar vielstimmiges Schnarchen und andere menschliche Urlaute, die zum Selbstverständlichen gehörten. Auch von unten her ein ständiger fauliger Geruch nach Abfällen und Stalldunst. Herbergen doch unter dem Hausboden zu ebener Erde zwischen den Hauspfosten die Schweine und Büffel und alles sonst noch vorhandene Getier. Nicht selten, daß morgens ein Horbo eine der Bodenlatten

losgescheuert hatte und mit seiner Schnauze schnüffelnd die Bewohner des Oberstocks zum Aufstehen mahnte. Freilich, nur Männern konnte das begegnen, die Weiber waren längst draußen, vom ersten Frühlicht gerufen, und sehr bald hatte sich das Ohr an das allmorgendliche taktmäßige Getöse gewöhnt, mit dem die erste Frauenarbeit des Tages sich vollzieht, wenn im Loßung, dem gehöhlten, schweren Holzblock, der Reis durch Stampfen mit langen Holzstangen enthülst wird. Wenn die Männer zum Baden gingen — ihr erstes Anliegen am Morgen — kamen ihnen schon die Wasserholerinnen entgegen, die Gefäße aus zugepfropften großen Bambusschäften auf der Schulter, aus denen von der oft weit entfernten Quelle tagtäglich das Wasser herangeschleppt wird.

Die ersten, die den fremden Mann als Batak und ihresgleichen behandelten und nicht von seiner Seite wichen, waren die Kinder. Kinder, durch die der neue Talgenosse zuerst erfuhr von allem, was das Leben des Dorfes ausmachte, auch von Kranken, die irgendwo lagen oder sich mit ihren Gebresten herumschleppten.

Was er an ihnen tat und wie er ihnen half, sprach sich bald genug herum, sodaß man begann, die Kranken zu ihm zu bringen, wenn er im Dorf einkehrte. Es war ein Haufen Elend in den Batakdörfern, denn die Datus, die Zauberpriester und Medizinmänner, verstanden weniger, Kranke gesund, als, Gesunde krank zu machen. Je hellhöriger der junge Friese wurde, destomehr begann ihn dies Volk zu jammern: Auch eins von den vielen, die unter strahlendem Aequatorhimmel dennoch im Dunkeln wohnen. Wie der Schmutz und Unrat der Dorfgassen, auf denen sich alles Vieh tagaus tagein herumtrieb, ohne daß jemand jemals eine Hand ans Reinigen legte, die Kehrseite bildete zur körperlichen Sauberkeit der mehrmals täglich badenden Eingeborenen, so erhielten die Lichtseiten des Landes und des Volkes ihren dunkeln grausigen Hintergrund durch die

abgrundtiefe Furcht und Knechtschaft, in die das Volk von Silindung durch die Tyrannei seines Seelenglaubens und Geisterwahns gebannt war.

Als Nommensen die ewigen Dorfkriege, das vom Schein des Rechts lebende Faustrecht im Tal, die Schuldknechtschaft der Armen sah, als er die kindische Furcht auch der sonst tapfersten Männer gewahrte, sobald Krankheit oder Not, ja nur der Spruch eines Datu oder Sibaßo im Spiel war, als er Zeuge ward, wie auf den Märkten die kleinen nackten Kinder wie Rindvieh verkauft wurden, als er vom Markt von Sipoholon mit dort erhandeltem Menschenfleisch heimkehrenden Eingeborenen begegnete, als er einen der verständigsten und friedlichsten Häuptlinge, nach langem eingehenden Gespräch auf seinem Bauplatz, kaum eine Woche später als Anführer einer Bande Menschenjäger traf, neben ihm das frische Haupt eines eben Erschlagenen, auf Bambus gespießt, und in seinen Händen einen gebratenen Menschenarm, ohne daß der Radja auch nur eine Regung davon zeigte, zu wissen, was er getan, — da ward er die große Not des Volkes gewahr, um das er zu kämpfen gekommen, und schritt ungesäumt zum Angriff.

Sein Haus, fast auf den Tag gerade dreißig Jahre nach der Ermordung Lymans und Munsons bezogen, ward eine Freistatt für jeden Batak in Not. Bruderhilfe war das erste, mit dem er begann. Seine Hände waren gesegnet und durften fast Wunder wirken, solche Macht über Kranke schenkte ihm Gott. Keiner aber erbat oder erhielt Arznei von dem Tuan mit den guten Augen, dem er nicht ein Wort in die Seele zu senken versucht hätte, ein Wort wie Balsam oder wie ein Stachel. Bis tief in die Nacht hinein leerte sich oft sein Häuslein nicht. Und jeder, der kam, sah: Dieser Tuan lebt, wie er spricht. Kein einziges Möbelstück wies das Häuslein auf. Nommensen schlief am Boden, eine Kiste sein Sitz am Tag, ein Reissack Tisch und Schreibunterlage. „Weißauge" ward auch

in Kulturlosigkeit und Einfachheit zunächst den Batak ein Batak.

Mit dem Augenblick aber, wo der Tuan etwas wollte, zu wirken begann, seine Worte aussäete wie Samen, der Kraft hat zum Weiterwachsen, erstarkte der Widerstand gegen ihn. Es war, als ob nicht Menschen, sondern Mächte miteinander den Kampf begonnen hätten. Kaum drei Monate nach seiner Niederlassung schritt das Heidentum von Worten und Drohungen zu Taten. Anschläge auf sein Leben begannen. Die sein Haus haltenden Rohrpalmstränge fand er durchschnitten. Er litt keinen Schaden. Das jeden Menschen tötende Gift des Upachbaumes schüttete ihm ein unter die Medizinempfänger eingeschlichener Zauberpriester ins Essen. Nommensen erkrankte nicht. Da ballte sich der ihm feindliche Wille zum Plan des offenen Mordes zusammen. „Zum Fest des Sombaon Siatasbarita wird der weiße Tuan erschlagen," lief das Gerücht durchs Land.

Nommensen hörte davon, wußte, was drohte, und beschloß, dem Feinde die Stirne zu bieten.

*

Der Morgen des 23. November 1864 sah von ringsumher ganze Trupps bewaffneter Batak dem Marktplatz Sitahuru zuströmen.

Tausende sind es schließlich, die ihn füllen. Das große Fest zu Ehren des Ahnen Siatasbarita, dem solche bestimmten Gerüchte vorausgeeilt sind, hat noch Hunderte von Neugierigen und Gierigen mehr angezogen als sonst. Ein eigentümliches Erregtsein läuft wie in Wellen über die Menschenmassen hin. Mit hellem Geschrei werden die Träger der Gondang-Pauken und der kupfernen Ogung-Becken begrüßt, die um den Pfahl ziehen, an den der zu opfernde Stier nachher gebunden werden soll.

Ehe die Radjas den Sopo verlassen, steht plötzlich der weiße Tuan in ihrer Mitte, erklärt, daß er am Feste teilnehmen werde und bittet sie, selbst die Waffen niederzulegen und ihre Leute zu gleichem zu veranlassen, denn er habe ihnen das ja geschrieben, und sie hätten sich durch Annahme seiner Briefe und Bedingungen verpflichtet, keinerlei Unruhen beim Fest zu dulden. Und das Merkwürdige geschieht: Die Radjas und ihre Tausende legen vor Beginn des Festes die Waffen zur Seite. Nicht wenige im verbissenen Trotz: „Wir kriegen dich auch mit den Fäusten tot!"

Das Fest beginnt. Der Stier, von sechzig Jünglingen an Stricken über den Platz gezerrt, wird siebenmal um den Opferpfahl herumgeführt und angebunden. Den beiden auf dem Platz zu Ehren des Großvatergeistes Siatasbarita errichteten Hütten nähern sich der Datu und der Sibaso, der Zauberpriester und das Geistermedium, und bieten Reis, Fisch, Fleisch und Brot den Ahnen an als Opfergabe für erbetene gute Ernte, Viehzucht und Volksgedeihen. Noch verharrt der Datu in der zweiten Hütte und legt die Gabe nieder, da schreitet bereits der mit rotem Federbusch aufgeputzte Sibaso unter Besprengungen zur Weihe des Opferstiers, nimmt aus den Händen des Datu sodann ein palmweingefülltes Horn, gießt seinen Inhalt zur Erde, einmal Palmwein und beim zweiten Mal Wasser und Regenwürmer, erhält noch einmal Brot und Reis und beginnt den Tanz um den Büffel. Hinter ihm her zunächst der Radja lange Kette, auch sie geputzt mit roten Badjus über den festlichen Sarongs, den Bulang turbanartig um den Kopf geschlagen, bei den Vornehmsten zur Feier des Tages verziert mit Brokat aus Atjeh und dem Kling-Klang goldener Dermaniringe im gerollten Zipfel, stäbchengehalten. Hinter den Männern drein die Weiber. Bis der Sibaso nach symbolischer Erntegebärde jeder Häuptlingsfamilie etwas in den Schoß zu schütten vorgibt.

Die festliche Erregung steigert sich. Einzelne aus der

Menge springen vor und beginnen ihre Tänze. Plötzlich zuckt zwischen den Tänzern durch eine braune Gestalt, steilt sich zur Höhe, rollt die Augen und beginnt zu reden. Schweigen sinkt über den Platz, Schweigen, nur unterbrochen vom keuchenden Atem der Menge, die keinen Blick läßt von dem Mann inmitten, der sich windet unter dem Geist, der in ihn fuhr . . . Debatá sei er, der Höchste, der Schöpfer! Wehe, daß das Volk ihn mit dem Opfer betrügen wolle, denn ganze Scharen von bösen Geistern würde er senden, das Volk zu strafen. — — „Begu, begu," echot es erschauernd durch die Menge.

Schon taumelt, wie von unsichtbarer Hand gestoßen, ein zweiter Besessener in die Mitte des Platzes, Schaum vor dem Mund, hingerissen von der unheimlichen Macht, die ihn herrisch in Besitz nimmt . . . Aus ihm redet Siatasbarita, der Ahn selbst, und schilt, indem sich das Medium schmerzvoll hinkend und weinend die Augen reibt: „Meine Füße sind verbrannt, denn man hat Feuer an meinen Wald gelegt, wehe, meine Augen sind vernichtet durch den Rauch, den die Hundesöhne gemacht. Doch ich will sie strafen" . . . Durch die Menge peitscht ein schlaues Verstehen; wer anders, als der weiße Tuan war es, der aus dem Wald des Sombaon sich das Holz fällen ließ zum Bau seines Hauses! Schon ballen sich hier und dort Haufen von Männern zusammen.

Der Geist des Sombaon stöhnt von neuem, nachdem sein Medium das Opfertier betastet: „Ihr wollt mich betrügen . . . ich nehme das Opfer nicht an, wenn es nicht durch einen aus eurer Mitte begleitet wird . . . Führt ihn zu mir her, wie ihr gewohnt seid, zu tun!" Einige der Radjas werden blaß. Daß so offen die Aufforderung zum Mord an dem weißen Mann erginge, hatten sie nicht erwartet. Schreiend wogt die Menge hin und her. Schäumend gellt der Besessene über den Markt hin: „Pa-

mateh nasida . . . tötet sie, tötet sie . . . den Stier und den Menschen!"

Da schreitet plötzlich der weiße Tuan, nach dessen Blut Hunderte lechzen, an die Seite des Besessenen und dreht sich mit erhobener Hand rundum. Will reden. Kaum sind die ersten Worte aus seinem Mund durch die Stille hingeschwungen, als der Besessene lautlos zusammenbricht . . . stumm wird der Geist, der aus ihm sprach . . . nach einigen Zuckungen zu Füßen des redenden Missionars findet er sich selber wieder und bleibt ermattet liegen. . . .

Die Stimme des Tuan aber tönt . . .

„Ihr Männer von Sitahuru, ja, ihr seid betrogen, denn der Geist, der hier sprach, war ein Lügengeist und nicht der Sombaon Siatasbarita. Denn der ist euer Ahn gewesen, dieser hier aber hat von euch verlangt, daß ihr ihm Menschenblut opfert. Wie kann ein Ahn Blut und Leben seiner Enkel verlangen?! Ihr seht, Batak, nicht euer Ahn sprach zu euch, sondern der große Täuscher, Setan, der die Menschen gegeneinanderhetzt. Batara-guru aber, der Schöpfer, hat euch nicht geschaffen, daß ihr tötet, sondern daß ihr klug werdet. Darum sandte er nun auch mich zu Euch, daß ich Euch aufdecke den Betrug des Setan und euch lehre den Weg der Rettung aus allem Elend. Der Kluge höret meine Stimme . . ."

Ja, sie hörten, standen wie im Bann. Keiner mehr wagte an Mord zu denken. Unangetastet konnte Nommensen nach seinen Worten durch die Menge schreiten. Hinter ihm nahm das gestörte Fest ein schnelles Ende. Kaum hatte er den Weg zum Sopo zurückgelegt, als er die Menge in seinem Rücken schon schreien hörte: „Horas ma hami, es gehe uns gut! Es gehe uns gut! . . .", den Ruf nach Heil im Augenblick, wo der Büffel unter dem opfernden Lanzenstich in die Knie brach. —

Einer der Rädelsführer ruhte zwar nicht und schürte weiter, aber am nächsten Morgen traf ihn im Gefecht mit

plötzlich über Sitahuru herfallenden Feinden eine Kugel. Gab es einen stärkeren Beweis für das Unrecht seiner Umtriebe gegen den Tuan in den Augen seiner Genossen? — Sprach nicht Bataraguru selbst . . .? Besonders, als die letzten Versuche, am zweiten Tag des Festes die Menge gegen den Tuan scharf zu machen, in strömendem Platzregen ertranken?!

Bataraguru hielt die Hand über Weißauge. „Sein Tondi ist stärker als der Sombaon."

Nommensen fühlte, daß der erste Sieg hinter ihm lag.

Wenige Wochen später durfte er heimschreiben, von der Front an den Stab seines Kampfabschnittes: „Silindung ist offen, die Batak wünschen, daß mehr Lehrer kommen."

## 3.

Das Haus des Tuan war bald ein talbekannter Platz. Die Schule, die er in einem kleinen Hüttlein daneben begonnen, erfreute sich nach anfänglichem Zögern des Zuspruchs von etwa einem Viertelhundert Kindern. Ihre Redseligkeit trug nicht wenig dazu bei, daß die umliegenden Dörfer des weißen Mannes Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und zähe Geduld rühmen lernten. Eines guten Tages beschlossen einige der weiter nordwärts im Tal wohnenden Radjas die vielgerühmte Geduld des Tuan einmal auf die Probe zu stellen:

Kaum hatte frühmorgens um sechs das Ogung-Becken, das noch vorerst an Stelle einer Glocke aufgehangen war, mit seinem blechernen Klang die Frühstunde des Gebets ausgerufen, da rückten sie zu fünft geschlossen an, platzten gerade in die Andacht hinein, die der Tuan mit seinen Hausgenossen, den von Barus mitgebrachten Burschen, hielt, kamen sich natürlich sehr überflüssig vor, fanden aber bald ihre Frechheit wieder und begannen den Tuan auf Schritt und Tritt zu begleiten; — flegelten sich, während er sein Morgenmahl einnahm, auf seinen Kisten

herum und scheuten sich gar nicht, den roten Sirisaft ihres ständigen Betelkauens an die Wände und auf den Boden zu spucken. Der Tuan hatte über dem Essen Muße, sich seine Brüder anzusehen: Bataker, wie alle andern. Deutlich in jedem Gesicht die Merkmale malaischer Rasse, wenngleich gegen die der Küstenbewohner vergröbert, als Häuptlinge gut gewachsen, nur, wie üblich, abscheulich verunziert durch bis zur Hälfte abgefeilte und abgemeißelte Schneidezähne, deren schwarzer Lack, zwischen die vom Betelkauen roten Lippen gebettet, jedem batakschen Männergesicht leicht den Ausdruck roher Wildheit gibt; in den Augen aber dennoch zu lesen ein großes Maß von Schlauheit neben aller Frechheit, aber auch manchmal von Offenheit und Ehrlichkeit; wenngleich so edle Züge, wie sie dem jungen Radja Pontas eigneten, dessen Unterstützung Nommensen unausgesprochen von Anfang an gefühlt hatte, selten war.

Kinderfüße kamen getrappelt. Der Tuan hieß sie hinausgehen in die Schulhütte und begann seinen Unterricht. Die „Fünf" als prüfender Rat dabei. Nachdem die Kinder im Schreiben und Rechnen Aufgaben zur selbständigen Lösung erhalten, holte der Tuan einen Stoß Bücher und schrieb an der Uebersetzung biblischer Geschichten weiter, die er seit seiner Ankunft begonnen. An diesem Morgen sorgten die Fünf dafür, daß er nicht weit kam. Die dümmsten Fragen flogen ihm zwischen Feder und Papier. Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Ebensowenig von den streitenden Parteien, die im Laufe des Morgens ihn um sein Urteil in ihren Rechtshändeln angingen, das bei der Verzwicktheit ihrer Fälle nicht selten die Weisheit eines Salomo erforderte. Der Tuan blieb die Ruhe selber.

Gegen Mittag erschien eine Anzahl Kranker. Der Tuan sprach mit jedem, gab Tropfen ein oder Kügelchen mit, versprach, zu dem oder jenem noch heute zu kommen,

und verstand es in jedem einzelnen Fall, von der Krankheit des Leibes den Weg zu finden zum Herzen des Menschen vor ihm und zu den Gebresten seiner Seele.

„Was hast du für Medizin gegen die Sehnsucht?" stellte einer der Fünf über dem allem einmal die Frage. Die hellen Augen des Tuan strahlten ihn an. Der Radja merkte, daß der Doppelsinn seiner Frage verstanden sei, aber der Tuan schien nicht empört auf diesen deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl nach einem erhofften Geschenk. Er behielt den Frager fest im Auge: „Ja, Freund, Geschenke aus Messing oder Klimperzeug, wie du sie in den Küstenplätzen kaufst für teures Geld, obwohl sie wertlos sind, habe ich nicht für dich, aber eine Medizin gegen deine tiefste Sehnsucht. Denn, Freund, ich weiß, wie du dich fürchtest vor den Geistern deiner Ahnen, vor den Begus und Sombaons, vor dem Großvatergeist und dem Großmuttergeist, und wenn du wirklich einmal so ganz große Sehnsucht spürst, von dieser Furcht frei zu werden, dann komm zu mir, dann habe ich Medizin für dich." Da senkte der Radja sein Haupt. Der Tuan kannte die wunde Stelle aller Kinder des Tals. –

Erst nach einer ganzen Weile fanden sich die Fünf wieder in ihre beabsichtigten Rollen zurück, wichen auch über Mittag nicht von des Tuan Seite, belegten sein eines Zimmer so, daß er nur stehend seinen Reis zu löffeln vermochte. Aber er zeigte keinen Aerger, ließ sogar auch ihnen einen Beutel gekochten Reis auftragen, in den sie nach Landessitte mit den Händen hineinlangten, sich in der hohlen Hand den Reis zu Klößen ballten und sie, in bereitstehenden Pfeffer und in Salz getaucht, schmatzend verzehrten. Sie wahrten wenigstens die landesübliche Anstandsform und überzeugten den gastfreien Tuan durch ausgiebiges Aufstoßen, daß es ihnen geschmeckt habe. Destomehr fühlten sie sich natürlich veranlaßt, ihren Besuch noch auszudehnen

und begleiteten den zu einer Besessenen Gerufenen bereitwilligst in den nächsten Kampung.

„Seht dort," wies der Tuan sie hin auf ein Haus, dessen büffelhorngeschmückter Giebel weit über die grünenden Dornenumwallungen hinausragte, „da wohnt ein Mann, dem, des Oheims Tochter' seine treue ‚Reisausschöpferin' gestern im Kindbett starb. Warum hat der Datu dies Haus so voll stickigen Qualm geräuchert, daß die Frau schon daran hätte sterben können? Aus Furcht vor den Begus! Warum hat der Mann, dem sie bisher Liebstes war, ihr Asche in Mund und Nase stopfen und sie durch die Bodenplanken des Hauses hinabwerfen lassen in den Morast der Schweine und Büffel, die den Leichnam zertraten und das nachgeworfene Kind? Weil er, von eurer Furcht genarrt, glaubt, der Geist des Weibes habe das Kind nicht annehmen wollen und sich darum davongemacht. — Warum haben alle Männer des Dorfes solch wahnwitzigen Lärm vollführt nach der Entehrung der Toten? Um diesen entflohenen Geist abzuhalten, sich einer ihrer eigenen Frauen zu bemächtigen. Ach, ihr stolzen Radjas, euch narrt die Furcht vor Geistern, die ohnmächtig sind. Aber ich will euch die Sehnsucht ins Herz gießen, frei zu werden von dieser Furcht. Ich bin in euer Tal eingebrochen, weil die Bataks nichts so nötig haben, wie die Freiheit von der Geisterfurcht und das Vertrauen, daß nicht irgendein Großvatergeist ihre Geschicke lenkt, sondern der, den sie vergaßen, obwohl eure Sagen von ihm reden, dem Vater der Liebe, dem großen Debata, der seinen Sohn sandte, zu kämpfen mit dem Setan, von dem eure Vorfahren erzählen. Und er hat ihn besiegt, der große Tuhan Djesus. Und darum ist, wer auf ihn vertraut, fähig, die Begus zu verlachen. Der Tuhan Djesus gibt die Medizin gegen die große Sehnsucht."

Die Männer schwiegen.

Auch auf dem Heimweg noch lange, nachdem sie Zeuge

gewesen: wie das besessene Weib, zu dem der Tuan gerufen war, unter seiner Hand ruhig geworden, und der Begu von ihm gewichen; wie sie, die seit Tagen getobt und jeden Menschen angegriffen, den Tuan mit sich reden ließ wie ein Kind, das Mutterliebe leitet. Friedlich saß sie zuletzt auf ihrer Matte, als sie Abschied genommen.

Seitenblicke fragten stumm den neben ihnen schreitenden Mann: Wenn es wahr wäre, was du sagst . . . Medizin gegen die Sehnsucht! . . . Noch sprach ihr Mund nicht davon. Aber sie blieben weiter in seiner Nähe. Denn nun war die Probe, auf die sie ihn hatten stellen wollen, aus dem Rahmen einer scherzhaften Frechheit heraus gewachsen und zu einer ernsthaften Sache geworden.

Im Schulschuppen harrten schon wieder Leute, die um Medizin bitten kamen. Des Tuans Tagewerk ging weiter, bis der kühle Wind des Abends und das Ogung zum Hause luden. Zum Erstaunen der Fünf fanden sich eine ganze Reihe Männer der Nachbarhuta ein, und der Tuan spielte auf dem Wunderding, das sich auseinanderziehen und zusammenquetschen ließ, und erzählte Geschichten von Männern und Frauen, die das Fürchten verlernt, weil sie nur vor Einem Ehr-furcht fühlten, vor dem großen Debata, den die Bataks vergaßen. Rede und Gegenrede gingen hin und her.

Bis um Mitternacht wurden nachher die Fünf nicht müde, den Tuan mit allen möglichen nebensächlichen Bitten zu quälen. Unzählige Male wollten sie seine Uhr sehen und den Kompaß; oder die Geige hören, die „zirpt wie eine Cikade". Und als der Tuan sich anschickte, endlich zur Ruhe zu gehen, wichen sie keineswegs, sondern machten's sich neben ihm bequem und schliefen die Nacht im engen Raum neben dem Herrn des Hauses, dem nicht mehr blieb, als sein schmales Lager.

Schon halb im Einschlafen hörte Nommensen sie ihre Stoßgebete murmeln: „O Mutter, hilf du mir durch

deine Fürsprache, meine Worte sind wie der Donner verwirrt, wie das Wetterleuchten. Das Geschick ihres Geschicks, das Gesetz ihres Gesetzes . . . o Schutz, Schutz . . ." — „Stehe mir bei, Schutzgeist meines Vaters, halte fern von mir allen bösen Zauber, laß ihn weichen aus dem Haus und seiner Umgebung. Wache, Tausendfuß, geh hinaus, scheuche jeden bösen Geist hinweg. Hinweg alle Menschenräuber. O Schutz gegen alles, was Schaden bringt . . . Sachmat sagumana bisa!" — —

Als sie erwachten, war der Tuan schon draußen. Ueber die Fünf unentwegten Störenfriede aber, die kein Wort des Aergers ob ihrer frechen Aufdringlichkeit vernommen, lagen Wolldecken hingebreitet, sie vor der Kühle des Morgens zu schützen. Da sahen sie alle geflissentlich aneinander vorbei.

Einer aber fragte draußen: „Tuan, lebst du immer so wie gestern?" — „Bleibe und siehe es." Pause. — „Tuan, warum tust du das alles?" — „Freund, ich habe die Bataks lieb, darum suche ich euer Herz. Siehe, dazu hat mich der große Tuhan Djesus nach Silindung gesandt."

*

Unverdrossen fügte der einsame Kämpfer ein Tagwerk der Liebe zum andern. Lange blieben die Furchen, in die er die Saat gestreut, winterlich dunkel; bis wie im Lenzwehen ein frühlingsfrohes Keimen begann.

Die Ersten, die nach der Medizin für die große Sehnsucht begehrten und nach einem Jahr durch die Taufe hinter den einsamen Kämpfer traten, wußten, was sie wollten. Wie ein Geschenk empfand Nommensen die Entschiedenheit, mit der plötzlich hier und dort Einzelne mit aller Ueberlieferung und aller Gewohnheit brachen und geisterfurchtbefreit zu beten begannen zum Tuhan Djesus und sich ihm angelobten.

Nun begann der Kampf auf einer neuen Front. Der Kampf des völkischen Heidentums gegen die ersten Christen

aus seiner Mitte. Wer Christ ward, ging aller Rechte an dem bei den Bataks nach alter Adat gemeinsamen Besitz an Feldern, Fruchtbäumen und Gärten verlustig, sobald er sich weigerte, an den Steuern für die heidnischen Feste teilzunehmen und weiter die Opferbräuche mitzumachen. Man stieß die Christen aus der Dorfgemeinschaft aus; Hohn und Spott brandeten an den Abgefallenen hoch.

Ohne zu wissen, womit er die Verstoßenen und Enteigneten nähren sollte, siedelte Nommensen sie im Umkreis seines Hauses an. Huta-Dame, Friedensdorf, nannte er nun den Wohnsitz der ersten kleinen Christengemeinde. Sie lebten alle gemeinsam von letzten Vorräten und suchten dem Dickicht und dem Wald mühselig einige neue kleine Reisfelder abzugewinnen, rodeten Gärten im Umkreis der Hütten und begannen so unter einer läuternden Mühsal, die alle innere Fäulnis fernhielt, den Weg in die Freiheit. Unerbittlich blieben sie allen Drohungen gegenüber und allen Lockungen, wieder den Geistern zu dienen. „Schneidet mir lieber den Hals ab, das ist in zehn Minuten vorbei, aber nie werde ich wieder zurückkehren in die Knechtschaft und Furcht vor den Begus, die das ganze Leben unterjochen."

Aber der Friede von Friedensdorf blieb nicht unangetastet. Da war ein Mann, der für alle seine unter vierzehn Jahren stehenden Töchter schon von den zukünftigen Männern nach batakscher Sitte den Brautschatz empfangen. Nun forderten alle den ihren zurück und drohten im Verweigerungsfalle mit Kriegserklärungen an den Radja von Huta-Dame, den weißen Tuan. Der Mann hätte in Schuldhaft geraten müssen, wenn der Tuan ihm nicht mit dem größten Teil seines Eignen beigesprungen wäre.

Einen anderen Christen, der früher Sibaso gewesen, lockten sie mit sich nach Huta-Barat, und versuchten mit unglaublichem Aufwand und allen möglichen suggestiven Mitteln, ihn wieder in den Zustand zu bringen, in dem früher

ein Begu von ihm Besitz ergriff. Als alles nichts half, kam er in den schmerzenden Block, wurde mit gespreizten Beinen zwischen Holzbohlen gefesselt. Aber kein Begu mehr hatte Macht über ihn, nur der Eine, der ihm Freiheit von der Furcht geschenkt.

Weigerungen, ihre Kinder noch weiter verkaufen zu lassen, nahmen ständig unter den Christen zu. Herausforderungen seitens der Christen zum Gottesgericht, zwecks Enthüllung der Ohnmacht der Geister, wurden häufig ausgetragen. Und die Zahl der Christen wuchs. Zu augenfällig offenbarte sich die Nichtigkeit aller Götzen. Der Eifer und die Treue der ersten kleinen Schar sorgten am meisten für die Ausbreitung des Vertrauens auf den Tuhan Djesus. Schon ging das zweite Jahr ins Land. Nommensen brauchte Unterstützung für Haus und Beruf. Die Hilfe kam.

Nach mühsamer Ueberwindung der wegelosen Gebirge zog ein Landsmann des Tuhan in Huta-Dame ein: Johannsen sein Name. Nicht er aber war der Gegenstand der staunenden Neugier Tausender, die in Huta-Dame zusammenströmten ... Das Wunder vor ihren Augen saß in einem zwischen den Schultern starker Träger wippenden Tandu und war eine „Njonja", eine weiße Frau, Nommensens Braut, eine tapfere Hamburgerin. Rosen, die das Tal Silindung das ganze Jahr über kennt, grüßten sie von den Pfosten des neuen Heims inmitten der Christenhütten von Friedensdorf. Vom Freund getraut, begann das Paar, eins im Tiefsten, unerschrocken und treu den Weg unerschütterlicher Lebenskameradschaft. Nommensens ganze Kraft ward frei für den Kampf. Aber auch das Wirken der Gattin ging weit über die Grenze des Hauses hinaus. Jetzt erst begannen auch die Frauen stärker zu kommen, während bisher der Nachdruck einseitig auf der Beeinflussung der Männer gelegen. Christlicher Hausgeist lebte in lebendiger Anschauung vor den Augen von Freund

und Feind, und für ungezählte Männer wie Frauen fing gerade unter seinem Wirken und Weben die große Sehnsucht in den Herzen an zu keimen.

Inzwischen hatte der Gegenangriff des bewußten Heidentums gegen die Einbruchsstelle in drohender Uebermacht begonnen.

Durch die vielen, nie aufhörenden Dorfkriege, in denen oft tagelang die Büchsen rings im Tal knallten, waren bisher die uneinigen feindlichen Nachbarschaften mit sich selbst beschäftigt und im entscheidenden Augenblick immer vom Wachstum der Einbruchsstelle in Huta-Dame abgelenkt worden.

Nun aber raffte der Priesterkönig der gesamten nördlichen Batakstämme, der jenseits des geheimnisvollen, von einem Missionar nie geschauten Tobasees wohnende Singa-Mangaradja, seine Macht zusammen. Botschaft lief durchs Land, unter der die mühsam gebändigten blutheischenden Ueberlieferungen der Stämme neu auflebten. „Die Adat der Väter fordert den Tod der Weißen, die Geister müssen versöhnt werden für Einbruch und Abfall durch das Blut der Hundesöhne. Haltet sie fest, ich komme zu rächen." Schon der Tag des Gerichts lief im Tal um. Die Dörfer rings rückten drohend um Huta-Dame.

Flucht kam für niemand in Frage. Nicht Flucht, sondern Zuversicht und Vertrauen! „Wenn der Mann, der das Reiskorn auf die Straße geworfen hat, die Hühner scheucht, werden sie es nicht fressen. Und wenn er nicht scheuchte, sondern rief? . . . Die Geschwister schrieben Abschiedsbriefe, auf alles gefaßt. „Morituri te salutamus."

Aber ehe der Singa-Mangaradja kam, kamen die Pocken. Das Tal hallte wider von Totenklage und Angstgeschrei, der Priesterkönig jedoch blieb am Tobasee und fürchtete — die Pocken.

Huta-Dame aber ward zum Lazarett. Nicht nur, daß des Tuans Freund selbst bereits nach Ansteckung unter den

Kranken seiner tiefer im Tal angelegten neuen Station in Huta-Dame Genesung suchte, Hunderte lagerten bald, von allen Himmelsrichtungen gekommen, um das Dorf, nicht drohend mit Lanzen und Büchsen, sondern krank und hilfehungrig, seit das Tal es wußte: Die Tuans fürchteten sich nicht vor den Pocken.

Vergessen war der Singa-Mangaradja und der Mord, willig boten Jung und Alt ihre leidenden Körper der unermüdlichen Pflege des Tuan und der Njonja. Und segneten ihren Einbruch ins Tal.

Der Gegenangriff war stecken geblieben.

## 4.

Bereits jetzt ist der Einbruch taktisch gelungen. Ob er die Kraft hat, sich strategisch auszuwirken zur Eroberung und Durchdringung des ganzen Tales, muß der Kampf der nächsten Jahre zeigen.

Die Front fordert Unterstützung an. Von vier Stellen zugleich soll der Einbruch ins Tal ausgedehnt werden. Huta-Dame und Pansur-na-pitu stehen bereits im Kampf. Sipoholon am Nordausgang des Tales tritt als nächstes hinzu. Eine berüchtigte Bande dort. In jahrelangem zähem Ringen gewinnt Missionar Mohri festen Boden. Seine sich gleichbleibende Hilfsbereitschaft und Liebe überwindet zuletzt die gröbsten Klötze. Als letztes wird Simorangkir besetzt. Zwar die von der Heimat erbetenen Handwerker sind nicht gekommen, auch keine Diakonissin. Die Front hat mehr Vertrauen gehabt als der Stab. Denn als sie forderte und von kommenden Siegen sprach, sah die Lage noch recht kritisch aus.

Jahr um Jahr geht hin. Es bleibt der zähe Kampf des Anfangs. Wohl kommen Taufbewerber. Auf allen Stationen. Die Christendörfer wachsen, aber noch bleiben sie abgekapselt von ihrer Umgebung, umschlossen vom ungebrochenen Heidentum des übrigen Tales.

Dann aber regt es sich.

Um Huta-Dame zuerst. Hier ging der Pflug am längsten übers Feld. Schon stehen einige braune Gehilfen dem weißen Tuan als Lehrer zur Seite, gehen hinaus in die nächsten Dörfer, beginnen Schulen einzurichten. Als das Türmchen der ersten Batakkirche in Huta-Dame über die Bambuswäldchen weg ins Tal schaut und über den Fluß, ist das Geläut seiner einen Glocke, die der Tuan selbst mit einem batakischen Schmied aus Messing in einer Lehmform gegossen, bereits das Sammelzeichen für einige Hundert Schulkinder rings in den Nachbarhutas. Sie wandern nicht mehr alle nach Huta-Dame. Die Gurus kommen zu ihnen, die braunen Lehrer, die bei dem Tuan gelernt; kommen und lehren nicht nur die Kinder, sondern reden auch mit den erwachsenen Landsleuten und verstehen echt batakisch in stundenlanger Wechselrede unterm Dach des Sopo mit den Radjas zu „streiten".

Das Denken der ganzen Umgebung beginnt sich langsam einzustellen auf die neue Adat des Tuhan Djesus. In leidenschaftlicher Gegnerschaft zum Teil, zum Teil in erregter Neugier: Wer ist größer, der Tuhan Djesus oder unsere Sombaons und Begus? Wer ist mächtiger, unsere Datus und Sibasos oder der weiße Tuan? Und wo sich Ohren verschließen und Augen verdecken vor dem Neuen, das nun einmal im Tal da ist, sorgen die Lieder der Kinder schon dafür, daß die Kunde vom Tuhan Djesus unüberhörbar wird. „Las rohangku situtu, ala Djesus porlulu," klingt es längst zwischen den Dorfgassen Silindungs aus dem Munde der Missionsschüler, und die sinnbildtiefe Sprache dieses kindlichen: „Weil ich Jesu Schäflein bin," geht an Batakherzen so leicht nicht spurlos vorüber. Mit den Liedern, die durchs Land singen, wandern Geschichten und Sprüche des Meisters der Menschheit, des Eroberers der Welt. Welches Batakohr horchte nicht auf, wenn es erzählen hört, was er sagt über die große Befreiung aus

Schuldknechtschaft vor Gott!? Welchem Batakherzen wäre es nicht Frohbotschaft, zu vernehmen von dem, dem alle Geister untertan sind, auch der Begus und Sombaons ganzes Heer!? Die Kunde von dem großen Befreier bohrt im Volk und wirkt, auch wo der Missionar nicht redet.

Als einige Radjas sich unter die Taufbewerber schreiben lassen, beginnt der Bann sich zu lockern, der die werdenden Christen enteignet und aus den Heimatdörfern vertreibt. Beweise, mit den Händen zu greifen, wie nichtig die Kunst ihrer Großvatergeister gegen die Macht des einen wirklichen Vaters, des großen Debata, den die Bataks verlernten zu kennen, zu dem aber der Tuan betet, verstärken die Erschütterung der Sicherheit des heidnischen Bewußtseins. Unangetastet dürfen nun Christenfamilien in den Dörfern wohnen bleiben. Die Zahl derer, die dem Zauberwesen der Sibasos und Datus zu mißtrauen beginnen und den Tuan rufen, wenn Krankheit einfällt, steigt ständig. Haben sie doch schon staunend gesehen, wie der Tuan Wöchnerinnen half, ihre Kinder zu gebären, wo der Datu verzweifelt und ohnmächtig nichts weiter zu tun wußte, als Gestank und Geräusche zu fabrizieren. Noch hält die „vielen" die Scheu, mit der väterlichen Sitte zu brechen, vom letzten Schritt zurück, zumal es nicht an schärfster Gegenwirkung der um Amt und Brot besorgten Zauberpriester und der mit ihnen verwandten Radjas fehlt. Aber wie über die Decke märzlich letzten Eises laufen die ersten, Einbruch kündenden, Sprünge durch die Decke heidnischer Ueberlieferung, die auf dem Land lastet, in ganzer Breite hin.

*

Radja Pontas, inzwischen längst Glied der Gemeinde, steht vor Nommensens Tür. „Tabe, Tuan, sei so gut, und gehe ein wenig mit mir, du und die Njonja." Nommensen und seine junge Frau, die nun schon über ein halbes Jahrzehnt an seiner Seite steht im einsamen Kampf, begleiten den lebhaften Häuptling, dessen Augen strahlen, als führe

er sie einem großen Geheimnis entgegen. Nommensen schreitet müde; noch hat er manchmal zu kämpfen mit der Erschlaffung, die ihn seit dem letzten schweren Tropenkrankenlager öfters befällt. Weicher ist sein blonder Bart geworden, aber härter der Schnitt seines Gesichts, unverändert jedoch das treue Blau seiner Augen geblieben. Die Frau an seiner Seite scheint bleich. Vor Harm. Traf sie ein Leid? In den Augen wohnt etwas wie Trauer.

Sie gegen das Gebirge zu führend, hält der Häuptling auf dem ersten Bergvorsprung an, der wie eine Bastion in das Tal vorspringt. Gut ein halb hundert Meter über dessen Sohle und dem Silberlauf des Situmandi liegt sein buschbewachsener Scheitel. Ein wunderbarer Blick ins Rund! Stolz und steil gegenüber der Berge schattendunkle Wand; zu Füßen des Tales Lieblichkeit.

Radja Pontas nimmt des Tuans Hand. „Tuan, als du kamst, hast du gekämpft um einen Platz für dein Haus. Du konntest keinen andern haben als den von Huta-Dame. Du weißt, er ist nicht gut, wie oft mußten wir leiden unter Ueberschwemmung und der tiefen feuchten Lage. Du, Tuan, warst totkrank. Und wir alle haben trauernd am Grabe eures ersten Kindleins gestanden. Doch du hast neulich die Geschichte erzählt vom großen Tuan, der sagte, ‚fahret auf die Höhe'. Nun sagt dir der kleine Radja: Tuan, fahre auf die Höhe! Brich dein Haus ab und baue es neu hierher. Radja Pontas schenkt dir diesen Platz."

Der Tuan und die Njonja stehen engumschlungen und hören den Plänen des braunen Radja zu: .... „Dorthin die Kirche und euer Haus, auf den Scheitel der Anhöhe. Zu Seiten am Abhang mein Dorf ... Tuan, ziehe auf die Höhe!" — Ein königlicher Platz ... und ein königlicher Geber.

Wenige Wochen später zieht die Gemeinde um. Kirche, Schule und Station werden abgebrochen. Männer wuch-

ten einen Balken nach dem andern herauf aus dem Tal zur Höhe. Die Frauen der Gemeinde tragen in Körben, die Kinder bis zu den Kleinen herunter in Säckchen den Sand und den Lehm zum neuen Aufbau. Hunderte von Heiden nächster Dörfer lassen es sich nicht nehmen, zu helfen. Schnell wachsen die Gebäude auf der Höhe empor. Kirche, Schule und Haus, zunächst getrennt errichtet. Holzbauten, wie sie drunten waren; die in Silindung häufigen Erdstöße lassen kein anderes Bauen zu. Nun auf der Höhe, frei und hoch, zeigt sich erst die Größe der Kirche, die drunten im Tal kaum zur Geltung kam. Als zum ersten Mal die Glocke wieder läutet, nun weithin ins Tal, ist aus Huta-Dame — Pea-Radja geworden.

Hunderte strömen aus dem Tal zum Hügel. Von weither: die Erstlinge von Sipoholon, die Gemeinde von Pansurnapitu, aus der Nähe Christen und Heiden der Nachbarhutas. Durch eitel Sonnengold schwingen die letzten Glockentöne. Weit mehr als tausend Menschen füllen die neue Kirche. Dem Altar zunächst die Schulkinder aus den Tochtergemeinden mit ihren Lehrern, in den Bänken zur Seite der Kranz der Aeltesten und Häuptlinge. Lieder stürmen gen Himmel und quellen mächtig hinaus in die Landschaft voll Sonne. Die Heiden, von der Neugier zum Weihfest hergelockt, stehen staunend inmitten der feiernden Gemeinde gleichfarbiger Brüder und Landsleute . . . und lauschen . . .

Stehend bekennt die Gemeinde die zehn Gebote, die große Adat des ewigen Debata und vom Altar antwortet die Stimme des Missionars mit der Adat des Thuan Djesus: den Seligpreisungen der Bergpredigt. Denen, die nur Neugier zur Kirche auf den Hügel führte, wird es bedrängt ums Herz, sie fühlen in sich ein Widerstreiten, ein lockendes Hinneigen zu dem, was nun der lauschenden Gemeinde das batakſche Bruderwort ihres Gründers sagt . . . und ein Sichbäumen gegen das, was da hereindringt und doch

schon ist, als ob es drinnen wäre, ganz tief im Herzen schon ein Echo, eine Antwort auf das Wort des Mannes da vorn . . . und mitgetragen vom hundertfachen Echo in den Mienen der braunen Talgenossen ringsum im Raum. Von Schuld und Verhaftung, von Freiheit und Freude, von Losgekauftsein und Jüngerschaft spricht der gütige Mund des Vaters der Gemeinde . . .

Unter Chorgesang sammelt sich eine Schar entschlossener Männer und Frauen um den Altar . . . In atemlose Stille schwingen die ewigen Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahls und einen die braune Gemeinde den Millionen aller Rassen und Farben, die dem gleichen Heiland dienen, dessen Wort durch sie hindurchgeht wie Feuer und über sie hin wie Balsam . . .

„Mein Leib . . . für euch in den Tod gegeben . . ." Ein Kelch blitzt auf . . .

„Mein Blut . . . für euch vergossen . . . . . ."

Durch die Reihen der Batak schreitet er selbst, der „Herrscher aller Enden", weil „Diener aller Elenden", der große „Eroberer" . . . weil „Heiland" der Welt.

Pearadja wuchs. Unter Flankendeckung durch die andern Stationen, die naturgemäß im Zeichen der Anfangsstürme und der Widerstände des angegriffenen Heidentums standen, vermochten die Tochtergemeinden, die zur weithin sichtbaren Kirche auf dem Hügel zählten, in ruhiger Pflege sich auszubauen und ihr Eigenleben zu vertiefen.

Rein aus der Erfahrung der eigenen Lage heraus gaben sie sich ihre Ordnungen, begann sie ihre Kirchenzucht zu üben. Die Sintua, die Kirchenältesten, bildeten die notwendige Hilfstruppe des Tuan bei der Pflege der Gemeinde, der Betreuung der Kranken, der Versorgung der Armen, der Verwaltung und Vertretung des Rechts der Waisen und Witwen. In Pflege und Kampf gleich wichtig stand neben dem Rat der Sintua die Gemeinschaft der braunen Lehrer und Gehilfen. Bereits jetzt beschäftigte

den Tuan die Frage dringend: wie und wo kann ich nicht nur Lehrer für die Schule, sondern wirkliche batakſche Prediger heranbilden, Pandita Batak; Söhne des Volkes zum Kampf um ihr Volk. Schon beginnt die ſpätere Bedeutung der Nachbarſtationen Panſur-na-pitu und Sipoholon in dieſem Zuſammenhang anzuklingen. Unermüdlicher Ueberſetzungsarbeit gelingt es währenddeſſen, die erſten batakiſchen Bibeln ins Land zu bringen. Nur im Tauſch gegen die alten Zauberbücher werden ſie abgegeben. Das Wort des ewigen Debata beginnt im Land laut zu werden und redet aus Büchern batakiſcher Schrift.

Und Nommenſen wagt den Schritt, im Vertrauen auf die ihm ergebenen chriſtlichen Radjas, denen er im Rat der Sintua bereits den gegebenen Einfluß geſichert, Verhandlungen anzuknüpfen mit den noch heidniſchen Radjas des Tales zur Herausbildung einer neuen batakiſchen Adat, eines bürgerlichen Rechts, das frei werden ſoll von dem Wuſt heidniſcher Torheiten und Ungerechtigkeiten, aber dennoch die alten im Kern geſund ſittlichen Urbeſtandteile der überlieferten batakſchen Adat als Unterbau aufnehmen und ſo völkiſche Ueberlieferung mit chriſtlicher Vertiefung verbinden ſoll. Die erſten Anſätze gelingen. Es wird möglich, die ewigen Kriege zwiſchen den Dorfſchaften, die im weſentlichen aus Neid und Habſucht der Radjas entſtehen, welche ja nichts anderes darſtellen als die Sippenoberhäupter des nach Sippen in Dorfſchaften gegliederten Landes, faſt ganz auszuſchalten.

Während er mit ſeinen Kampfgenoſſen auf den Nachbarſtationen gleich vorſichtig und zurückhaltend bleibt in der Aufnahme ſich meldender Taufbewerber in die Auswahl wirklich zu taufender neuer Chriſten, ſchreitet Nommenſen die Jahre hindurch im Blick auf die Chriſtianiſierung von Sitte und Recht ſtetig und allen Rückſchlägen zum Trotz unbeirrt weiter; die Hilfe ſeiner braunen Freunde vor ſich und hinter ſich.

Die Saaten reifen . . . Langsam. Aber dann ist mit einem Mal das ganze Feld weiß zur Ernte.

Unablässig unterhöhlt, durch den Angriff von allen Seiten über Gebühr belastet, gerät die ganze Oberfläche des heidnischen Bewußtseins ins Wanken, bricht ein und offenbart die Hohlheit dieser Religion der Furcht. Aus den Trümmern drängt der Ruf eines ganzen Volkes nach der „Medizin für die große Sehnsucht" . . .

Lenzwind weht durch Silindung. Geistesfrühling atmet im Tal. Tausende drängen sich zur Taufe.

## 5.

Endlich hatte Nommensen nach langem vergeblichen Forschen erfahren, wo Sisakkas lag. Und zugleich, daß Panggalameï, der Mörder von Liman und Munson, noch dort lebe. Eine Tagereise brachte ihn von Pearadja an Ort und Stelle.

Es war gegen Abend, als er sich von seinen Begleitern kurz vor dem Dorf verabschiedete. Langsam schritt er über das Feld, auf demselben Weg, auf dem einst die beiden Ermordeten genaht. Unheimliche Stille lagerte über dem Land. Unbebaut verwilderten größtenteils die Felder, auffallend häufig durch neuaufschießenden Wald unterbrochen. Weder Mensch noch Tier zeigte die Nähe der erwarteten Hütten an. Grün überwucherte Brandstätten tauchten zu Seiten des Weges auf. Nur noch drei Häuser zählte Sisakas; als ob sich der Mord gerächt hätte an des Dorfes Geschichte.

Nommensen stand still vor dem über fünf Meter hohen Dornenwall aus Stachelbambus, mit dem die letzten drei Häuser bewehrt waren, als ob für diesen Rest des Dorfes das Leben ein ständiges Inbereitschaftsein sei, ein Aufderhutsein vor Vergeltung.

Der Mann, dessen Schatten in der Abendsonne lang über den Weg fiel, kam nicht als Vergelter, sondern als

Vollender. Kam, um zu sagen, gerade jenem Mörder das zu sagen, was ihre Mordwaffen jene beiden andern zu sagen verhindert. Mit gesammelten Sinnen ging er auf das größere der Häuser zu, stieg die Leiter hinan und trat in das Innere.

Jäh sprang da von der Matte ein etwa sechzigjähriger Batak hoch, taumelte beim Anblick des blonden, blauäugigen Mannes zurück und stand mit wogender Brust und fahrigen Fingern an die Rückwand des Hauses gelehnt. Nommensen sah es und wußte: das ist Panggalamei.

Der Mörder wechselte erbleichend die Farbe. Stumm standen die Männer Auge in Auge. Ruhig ließ sich Nommensen auf einen Reissack nieder und tat einige Fragen. Keine Anwort. Regungslos stand des Mörders Gestalt an die Wand gepreßt. Nur das eine Auge, das er noch besaß, bewies, daß er lebe. Auf keine Frage bekam Nommensen Antwort. Und als er begann, dem Einäugigen zu sagen, wer er sei und weshalb er komme, ließ jenem ob der gütigen Worte dieses Mannes, der eigentlich nach seiner Meinung als Rächer hätte kommen müssen, ein staunendes Fürchten alle Glieder zittern . . .

Plötzlich hob er zum ersten Mal die Stimme, gab hastig vor, seine Frau rufen zu wollen, daß sie den Gast bewirte, und sprang mit einem Satz ins Freie. Augenblickslang huschte er wie ein Schatten über den freien Platz und verschwand im Bambusdickicht.

Nommensen wartete. Er kam nicht wieder. Aber auch seine Frau nicht. Es wurde Nacht. Nommensen rief seine Begleiter und ließ suchen. Auch sie fanden nichts. Ins Haus zurückgekehrt empfing er die spät heimkehrenden Söhne des Radja Panggalamei; sie gaben vor, nicht zu wissen, wo ihr Vater sei. Es wurde Schlafenszeit, und Nommensen schlief im Hause des Mörders.

Auch am Morgen kehrte der alte Batak nicht zurück.

Die Seele Kains saß in ihm. Ruhelos floh er in die Urwälder.

Umsonst saß Nommensen in des Alten Hütte bis in den tiefen Mittag hinein und wartete. Mancherlei Gedanken, die durch seine Seele zogen! Die beiden Jagdgewehre der Ermordeten hatte er unter Hausrat versteckt gefunden. Sonst nichts mehr. Vor einem Bündel unter dem Dachfirst aufgehängter Schädel stand er lange. Sie mochten wohl erst seit der Zerstörung des Sopo an diesen ungewöhnlichen Platz gelangt sein. Ihre Aufbewahrung legte bestimmte Gedanken nahe, doch waren sie so verwittert, daß sie kein Unterscheiden der Rassenmerkmale mehr zuließen. Immerhin . . .

Der Bahnbrecher der Mission im Tal Silindung durchmaß die Bedeutung des Augenblicks, da er die Schädel in seinen Händen wog.

Und wartete. Aber der Kain Panggalamei kehrte nicht wieder.

Nommensen rief die Gefährten und schritt davon durch den strahlenden Mittag; traurig, daß es ihm versagt war, die Rache zu üben, die der Eroberer der Welt gebot: Feuerkohlen zu sammeln auf das Haupt des Mörders durch die Botschaft vergebender und darum rettender Liebe.

In seiner Begleiter Augen aber glomm ein staunender Dank angesichts der sinnenfälligen Bedeutung dieser Begegnung mit dem geflüchteten Mörder von Lyman und Munson:

Jene beiden Ersten, gefallen im beginnenden Kampf um dies Stücklein heimatfernster Welt; ihr Einbruch in die Bataklande mißglückt; und im Jahre ihres Todes vor Sisakkas der Mann geboren, der nun durch den beginnenden Abend heimwärts schritt voller Spannkraft, Tatwillen und Inbrunst; dem der Einbruch gelang in die Hochtäler Sumatras; unter dessen Führung sie selbst hier im Kampf um die Welt standen und erleben durften, wie unter der

Frohbotschaft vom Tuhan Djesus die ganze nachtdunkle Welt des furchtgebundenen animistischen Heidentums im Tal Silindung zusammenbrach und über ihren Trümmern das Siegeszeichen des Kreuzes sich erhob.

Ueberm Tal lagen die östlichen Berge in leuchtendem Abendgold, im Norden geballtes Gewölk. Ueber die Reisfelder hin klang Abendläuten. Ortsgewohnte Augen suchten die Türmchen der Kirchen im Tal ... dort ... da ... woher die Glocken klangen ... und Pearadja grad voraus ... auf der Höhe im letzten Sonnenglanz ... des Tales Perle.

# Vormarsch.

## 1.

Noch ehe der große Umschwung in Silindung erfolgte, hatten die weißen Kämpfer des Frontabschnittes gefühlt, daß der taktisch erfolgreiche Einbruch in Silindung bereits zum strategischen Sieg reife, und den Versuch gewagt, das noch umkämpfte Tal als Ausgangsstellung eines neuen Angriffs mit neuem fernen Ziel zu benutzen.

Nördlich und nordöstlich des Tales Silindung dehnt sich weite Steppe. Tief eingeschnitten quälen sich die Quellbäche des Tales hindurch. Weit und breit außer wenigen ragenden Baumgruppen nur hohes Rigras und kurzes Farndickicht.

Am 13. März 1873 kommen aus Butar drei Reiter. Auf flinken Batakponnys sind sie bald außer Sicht des Dorfes, wenden entschlossen in einer Geländefalte nach Norden und lassen die Tiere ausgreifen. Der Tracht nach sind es Weiße. Kein Wunder also, daß sie die Nordrichtung erst einschlagen, als keiner mehr sie sieht. Der Norden ist den Weißen verboten, dort liegt der geheimnisvolle See. Nie hat ihn ein Missionar gesehen. Unerbittliche Sperre schützt ihn seit Geschlechtern. Aber gerade dahin wollen die Drei.

Stunden verrinnen. Durch die stille Mittagsglut jankt und knarrt das Sattelzeug, keuchen die Tiere. Die Steppe

steigt an. Unbeirrt halten die Männer auf den Norden zu. Was mag die Welt bergen jenseits der Wasserscheide?

Je länger der Ritt dauert, desto öfter hält der eine oder der andere der drei Reiter sein Tier an und prüft den Horizont voraus. Um keinen Preis mögen sie zurück. Mit List und Mühe ist's gelungen, unter Vorgabe einer Reise nur nach dem in der Steppe gelegenen Butar, wohin einige Häuptlinge von Silindung sie begleiteten, nun in unmittelbare Nähe des Sees vorzubrechen. Alle Geschichten und Gerüchte aus Batakmunde, in denen „der See" solche große Rolle spielt, drängten längst unwiderstehlich nach Norden. Nun endlich naht das Ziel.

Ein Ruf des jungen Missionars Heine an der Spitze läßt seine etwas zurückgebliebenen Begleiter Mohri und Johannsen schnell aufreiten. Fern am weiten Nordhorizont wachsen Berge auf, eine lange Kette. Vulkanisch in der Form, wie alle ihnen bekannten längs der Hochtäler. Im zarten Blau schwebt über dem ganz fernen Si-Bajak die deutliche Dunstwolke ständiger Tätigkeit im Innern. Aber auch vor ihnen bauen sich Ketten und Ausläufer auf. Alles drängt vom Norden und Nordwesten in Lagerung und Linien hin zum Vordergrund, den noch die letzte Kuppe verbirgt.

In gestrecktem Lauf nehmen die drei Reiter, mit allen Sinnen gespannt, die letzte Höhe . . . und reißen hart die Pferde zurück vor dem jähen Absturz des jenseitigen Abhangs . . .

Zu ihren Füßen lockt und leuchtet der See. In schimmernder Schöne. Tiefblau zwischen die Steilhänge der in ihn abstürzenden Gebirge gebettet, buchtenreich und unermeßlich, bis an die fernen Berge des Horizonts reichend.

Freudetrunken lagern die Männer auf der Höhe und schauen seine Welt, die noch keiner ihrer Brüder sah.

Hunderte von Dörfern längs am Gestade, wie Blüten im Kranz der grünenden Reisfelder längs der Ufer. Dunkel

inmitten die Berge einer riesigen Insel. Auch ihre Küsten bewohnt von Tausenden in dichtgedrängten Siedelungen.

Wind fällt kräuselnd über die leuchtende Fläche des Sees. Schlanke Kanus kreuzen rudergetrieben den weiten Spiegel.

Noch träumen die Augen in die nahe Wirklichkeit des gigantischen Bergsees und ihre unendlichen Möglichkeiten, noch sind kaum erste Vorarbeiten für eine flüchtige Festlegung seiner Grenzen und seiner Größe begonnen, da schnaubt ein vierter Reiter heran.

Aus schärfster Gangart heraus zügelt er sein Pferd und steht schweißtriefend vor ihnen: Radja Pontas.

„Sofort zurück! Ihr seid entdeckt! Schon rotten sich die nächsten Dörfer gegen euch zusammen!" Ein jäher Aufbruch. Zurück auf abendlichen Schleichwegen nach Butar. Und dennoch nicht in Sicherheit. Hunderte strömen bewaffnet in der Huta zusammen und fordern den Tod der Weißen. Radja Pontas unterhandelt die ganze Nacht. Und steht am anderen Morgen mit freier unmißverständlicher Gebärde vor dem Sopo, darin die Freunde schlafen: „Nur wer mich niederschlägt, erreicht die Tür meiner Freunde!" Endlich Entsatz durch eine schnell von Silindung herübergeholte bewaffnete Schar Christen. Der Blick auf den See ums Haar mit dem Leben bezahlt!

Der See bleibt verboten.

Aber was in Silindung vorgeht, bleibt nicht verborgen. Mannigfaltig sind die Beziehungen des Tales zu den Ufern des Sees. Drei Jahre später reiten Johannsen und Nommensen den gleichen Weg. Und zwar unter vorher beeidetem Schutz des großen Ompu von Balige, der in seinem ausgedehnten Küstenort am See die neue Adat hören will, die in Silindung „Frieden gemacht".

Auf dem Markt von Balige wogt eine Menge von Zehntausenden um die beiden Weißen wie um eine einsame Klippe. Drohungen schwirren. Aber keine Hand hebt sich gegen

sie. Sie jedoch gehen erschauernd über diesen Markt, wo neben ungezählten Waren auch Menschen zum Verkauf stehen. Vor einem Paar schmächtiger aber schöner Kinder hält Johannsen an.

„Wie heißt du, Kleine?"

„Nai Mangampian".

„Und wer ist diese?"

„Meine Schwester, Tuan, Sindang heißt sie."

„Und eure Eltern?"

„Sind lange tot" . . .

„Warum seit ihr hier?"

„Der Bruder der Mutter hat viel verloren im Spiel, nun will er mit uns bezahlen . . ."

Welch wissendes Gesicht dieser kaum Zwölfjährigen, und doch nur wissendes Sichfügen unter das Sklavenlos der ganzen Zukunft. Und welch Gefühl bitterer Ohnmacht, da zu stehen und nicht helfen zu können . . . noch nicht, noch nicht!

Und doch schon helfen!

Bresthafte umgaben bereits den Gefährten, als Johannsen wieder zu ihm stieß. Nommensen verteilte Medizin. Dann redete er; zu Hunderten. „Du lügst," schrien sie ihm nach jedem Satz in die Rede, als er von der Auferstehung der Toten sprach, dem Ungeheuerlichen, das allem Animismus so furchtbar und erlösend sein kann.

Noch blieb die Neugier unvermindert, die sie betrachtete wie wilde Tiere. Ja, die Drohungen wurden nur stärker; aber der Ompu Batutahan erklärte sich bereit, einen Missionar in Balige unter seinem Schutz aufzunehmen.

Als sie zurückkehrend zum letzten Mal über den See hinsahen, der im Mittagslicht blitzte wie ein metallener Schild mit dem großen Buckel Samosir inmitten, hob Nommensen prophetisch die Arme: „Du Land am See, ich höre überall die Glocken läuten über dir, sehe die Scharen deiner Bewohner deine Schulen und Kirchen füllen, schaue

Gärten auf deinen jetzt kahlen Höhen, üppige Wälder, geordnete Christendörfer ohne Zahl . . . batakſche Lehrer und Prediger auf deinen Kathedern und Kanzeln; noch ſtemmſt du dich trotzig gegen den König Jeſus . . . aber wie der Ozean zum Strande drängt unhemmbar und unaufhaltſam, ſo wird das Wort des Ewigen zu dir drängen unhemmbar und unaufhaltſam. Die Sonne iſt aufgegangen über dem Batakland, wer will ihr wehren, daß ſie herüberſcheint bis zum Strand von Toba!" . . .

Einer vermaß ſich deſſen und begann grollend von jenſeits des Sees neuen Aufſtand über die Täler zu tragen: der Singa-Mangaradja. Es kamen Jahre der Unruhe. Am Widerſtand der Holländer ſplitterte der Angriff des Prieſterkönigs ab.

## 2.

Endlich, 1881, hieß es: Tole tu Toba! Vorwärts, nach Toba! Zwei junge Kämpfer gingen an die neue Front: Keſſel und Pilgram.

Ihren Weg nach Balige, ihrer künftigen Niederlaſſung, kreuzte ein erſtes bezeichnendes Erlebnis tobaniſcher Sitten. Des Wegs kam ein Mann mit einem Schädel unter dem Arm. „Na, Freund, du haſt ja einen merkwürdigen Geſchmack, was willſt du mit dem Schädel da?" — „Heimtragen, daß ſein Tondi meinem dienſtbar wird." — „Wo haſt du ihn her?" — „Uebrig geblieben." — „Wobei?" — „Beim Freſſen, wobei ſonſt?" — „Habt ihr ihn erſchlagen?" — „Natürlich!" — „Warum, erzähle, wie hieß er denn?" — „Si-Tahop hieß er, der große Kämpfer, aber wir haben ihn klein gekriegt." — „Was hat er denn getan?" — „Er ſtrebte nach der Herrſchaft im Dorf, und war doch ‚hergelaufen'. Da hat ihm mein Schwager den Krieg erklärt." — „Kam's zum Gefecht?" — „Wir fingen ihn und ſeine Frau und ſeine Mutter." — „War das denn ſo einfach?" — „Nun, eben nachts, als er ſchlief. Wir

waren viele, und er hatte nur ein Messer." – „Konnte er sich denn nicht loskaufen?" – „Keine Rede, er mußte sterben." – „Schrie er denn nicht?" – „Freilich, aber was half ihm das, er lag ja im Block." – „Und dann?" – „Haben wir ihn gegessen, ganz natürlich." – „Wieso natürlich?" – „Nun einfach; mein Schwager schlug ihm den Kopf ab, viel war ja nicht mehr durchzuschneiden. Er bekam dann das Herz und so viel Fleisch wie er wollte. Von uns andern briet sich jeder ein Stückchen, den Rest haben wir mit Pfeffer und Salz gekocht und später gegessen. Die Knochen hängen jetzt im Sopo. Seinen Begu haben wir durch Schüsse am anderen Tage vertrieben und seinen Kopf vergraben. Den habe nun ich." –

„Was geschah denn mit seiner Frau?" – „Die hab ich für meinen Schwager auf dem Markt für 120 Dollar verkauft, das hat uns die Kriegskosten verdeckt und noch ein bißchen mehr, weißt du."

„Und was wurde aus der Mutter?" – „Die Mutter, ach, die war alt, so schlecht wie der Sohn, sagte der Datu, da haben wir ihr auch die Nase abgeschnitten." – „Und sie auch gefressen?" – „Was denn sonst? das ist doch ganz natürlich."

Das ist doch ganz natürlich!

Aber dies andere war nicht ganz natürlich. Daß nach der ersten Ansprache des Tuan Pilgram an die Häuptlinge einer der Schuldsklaven des Ompu, namens Mogot, aufstand und, obwohl auch er zum ersten Mal solche Worte vernommen, ihren Sinn in einer Weise ausdeutend wiedergab, daß die Missionare ob seiner Empfänglichkeit nur zu staunen vermochten. Erst recht aber, als dieser Mogot schloß: „Diese Männer sind zu uns gekommen aus lauter Liebe, sie haben ihr Land, ihre Eltern und Freunde verlassen, um uns aus unserem Elend zu helfen. Darum denke ich, wir wollen gut zu ihnen sein."

Und andern Tags erschien der Ompu Badja und brachte als erster für die neubegonnene Schule zehn seiner Söhne, ließ sich mit ihnen allen, darunter dreißigjährigen Männern, im kleinen Bretterhüttlein Pilgrams nieder und erklärte: „Wir sind alle eure Schüler, nun fangt an, uns zu unterrichten." Die Schule begann von Anfang an mit großem Nachdruck, denn die Lernbegierigen brannten vor Eifer. –

Die Missionare waren noch keine vierzehn Tage im Land, da trafen sie eines Abends spät eine Anzahl Männer vor dem Dorf beim Graben. „Wobei seid ihr denn da beschäftigt?" – „Pangulubalang," war die zuerst befremdliche Antwort. Da kam der Schädel eines jungen Menschen zum Vorschein, das Fleisch noch kaum verfault. Wie etwas Kostbares hoben sie ihn aus der Erde heraus, öffneten die Schädeldecke und bestrichen mit dem Gehirn einen mitgebrachten geschnitzten Stab, von dessen Kopf Menschenhaare im Nachtwinde wehten. Der neugierigen Frager wußte man sich zu erwehren und einer der Männer, ein Zauberpriester selbst, wie es schien, namens Si-Barat, drohte aus bösen Augen voll Hinterhalt und Tücke: „Schweigt und fragt nicht, die Begus kommen noch früh genug zu euch."

Ompu Badja aber erklärte ihnen dann: „Pangulubalang machen? Das ist, wenn ein Zauberstab zum Schutze des Dorfes geweiht wird. Sie haben neulich einen kleinen geraubten Jungen bis zum Hals in die Erde gegraben – so will es die Adat – ihm Pfeffer und Gewürz in den Mund gegeben und dann den in der Sonnenglut vor Durst Verschmachtenden gefragt: „Willst du uns schwören, daß deine Seele immer und ewig bei uns bleibt und uns nur Gutes tut und schützen hilft, dann wollen wir dir zu trinken geben." Natürlich sagt er gern ja, aber statt einem Labetrank bekommt er flüssiges Blei eingegossen und im gleichen Augenblick rollt sein Haupt in den Sand. – Nun haben

sie heute mit seinem Gehirn den Stab geweiht. Es könnte auch ein steinernes Malzeichen sein mit menschlichen Zügen."

Und der Ompu Badja holte selbst einen Zauberstab hervor, den berühmten Si-Golom-ari und erzählte ihnen von dem unverwundbaren Atchinesen, dessen Hirn er in einer Brusteinkerbung trage, und daß noch jeder dem Fluch erlegen sei, dem er, der Ompu, mit ihm geflucht. Noch wollte er sich nicht trennen von diesem Heiligtum seiner Vergangenheit „Noch nicht . . .," sagte er selbst schwankend.

Sie hatten solcher Zauberstäbe schon manche gesehen in den Dörfern der Steppe, die sie durchzogen. Hinter aller Grausamkeit und allen Nachtbildern steckte doch immer als eigentlich bestimmender Hintergrund und Kern der Seelenglaube des animistischen Heidentums, die Geisterfurcht; hier noch eben so unmittelbar wie vor zwei Jahrzehnten in Silindung.

Juli und August gingen schnell vorüber unter der Menge erster Arbeit. Si-Barat und seine Drohungen waren vergessen.

Da flammte in der Nacht zum 24. September das kleine Haus der Missionare plötzlich wie eine Fackel hoch. Nichts als das nackte Leben vermochten sie zu retten. Bücher und Wäsche, ihr gesamtes Hab und Gut, alles verbrannte. Leute aus der Nachbarlandschaft Laguboti sollten es gewesen sein. Ob mit oder ohne Si-Barat, blieb unentschieden.

Aber die Schüler der neuen Schule sorgten schnell für Ersatz. Wenige Monate später stand, mit Wall und Graben gesichert, ein neues größeres Missionshaus fertig da. Spitze Palisaden gaben besonderen Schutz, mehr aber doch noch der hell aufflammende Eifer der Schüler und ersten Taufbewerber. Es ging mit großen Schritten vorwärts in Balige. Gerade die Jugend war es, die voran drängte, unermüdlich im Lernen und in beginnender Selbstzucht. Das neue Jahr sah bereits die ersten Christen um Balige.

Und unter den nächsten war . . . Si-Barat, der Zauberer. Nach dem ersten Mal, an dem er verlegen im Kreis der Zuhörer Pilgrams gesessen, hatte sich ihm das Herz umgewandt. Er hat nie später die Treue gebrochen.

Wie oft ist doch solche Zeit der ersten Liebe voller Wunder und trägt hinaus über alles Schwere, alle Enttäuschungen, die nie fehlen im Kampf der Front, und läßt Ziele erreichen, zu denen es sonst manchmal Jahre braucht.

Als Balige sich zum Kirchbau rüstete, kam die junge Mannschaft zu ihrem Tuan und bat um ein Sinnbild ihrer neuen Gemeinschaft und des Glaubens der Jugend. Ein Banner von roter Seide planten sie und darauf die batakschen Worte:

Aut so asi roham — aut so godang basam,
Tu dia au?
Alai dibaen basam — Dohot asi roham
Tu surgo au!

„Wenn Gott nicht gnädig und seine Güte nicht groß wäre,
Wohin sollte ich gehen? —
Weil aber Deine Güte und Gnade groß sind,
Wandere ich auf den Himmel zu" . . .

Zeiten der ersten Liebe.

*

In den nördlichen Gebirgen aber ballten sich die Wolken neuer Gewitter. Von Mund zu Mund lief wieder einmal der Name des Priesterkönigs und sein Schwur, mit gedungenen Truppen von Atjeh allen Weißen, die ins Batakland gedrungen, den Garaus zu machen. Wie leises Rollen ging das erste ferne Donnern über den See.

3.

Inzwischen mußte bald der Tuan Nommensen von seiner ersten Urlaubsreise nach Europa zurückkommen.

Ueber Padang war er abgereist. Dort hatte sein Fuß gezögert. Im Gefängnis saß ein junges holländisches Sol-

datenblut und fluchte Gott und der Welt, weil ihm nur noch drei Tage bis zur Hinrichtung blieben. Da hatte der fast Fünfzigjährige nicht vorübergekonnt. Zum Kämpfer berufen an jedem Platz, an dem er stand, durch das „Gehet hin in alle Welt," begann er im Gefängnis den Kampf um dies junge Blut, ward Zeuge, wie auch hier der Eroberer siegte, schritt, als ob er der Vater sei, an der Seite des jungen Burschen im Frühlicht zur Richtstätte inmitten der Garnison, stand neben ihm in seinen letzten Minuten, sah ihn knieen mit entblößter Brust und beten, laut, vor allen Kameraden, zu dem, in dem er seinen Meister gefunden, — — — nahm dem Gerichteten das blutbefleckte Neue Testament aus der Tasche über der durchschossenen Brust, sah die Seite rot, die er noch am Abend mit dem jungen Menschen gelesen: Vater, in Deine Hände . . . Und hatte daheim nun in Holland einer Mutter Dankgebet vernommen darüber, daß ihr Sohn so endete, ohne zu verenden. Als sein Urlaub vorüber war, hatten holländische Freunde bereits die nötigen Schritte getan, um aus ihren Mitteln einen ständigen Missionar in Padang zu unterhalten, dem die ganz vergessene Sorge für die dort und in den nächsten Stationen untergebrachten Kolonialsoldaten mit ans Herz gelegt ward. Ein neuer kleiner Abschnitt Kampffront im großen Kampf um die Welt.

*

Manche Stunde stand der Fünfzigjährige einsam an Bord auf seiner Rückreise, vorausgerissen von seinen Gedanken an die Brüder im Kampf, denen er wieder entgegenfuhr und zurückgerissen zugleich im Erinnern an die Liebsten, die er in Deutschland daheim hatte lassen müssen, sein Weib und seine Kinder. Da blickten die Augen wohl scharf in die Ferne und Tiefe und um den sonst so gütigen Mund wagten sich Falten inneren Kämpfens.

Dann aber wieder gehörte er ganz den Freunden an Bord. Viele waren es ihrer, obwohl schon die ersten in

Aden den Dampfer verlassen hatten, der eine südwärts, nach Afrika zu, der andere zum Kampf um Indien. Denn Kämpfer waren sie alle, die sich da auf dem Schiff gefunden in großer Zahl. Kämpfer, ob Arzt oder Missionskaufmann, ob Missionar oder Diakonisse, Kämpfer in dem einen Glauben an den Sieg des großen Eroberers.

Seit es südlich des Aequators etwas aufgebrist hatte, war der Aufenthalt in den bequemen Stühlen an Deck bis tief in die Nächte hinein ein Genuß. Ringsum die geheimnisstille dunkelblaue Ferne und hoch zu Häupten das ewige Diadem der Nacht. Wie ließ es sich da plaudern. Plaudern und planen.

Frontkämpfer waren es, die ihre Erfahrungen austauschten und sich gemeinsam stärkten zu neuen Kämpfen; die einen auf dem Weg ins ferne China, ins fernere Japan, die andern auf der Fahrt nach Java, Nias, Neu-Guinea. An die Fronten. Dort, überall . . . Fronten im Kampf um die Welt.

Ueberall, wo um Brüder in Not und Dunkel gerungen wird im Dienst des Christus, da *steht* eine Front im Kampf. Endlos diese Fronten. Ueberall wachsen sie auf. Jahrhundertelang schon, immer neu. Immer ausgedehnter, über den ganzen Erdball hin laufen sie wie ein weites Netz. Der Kampf aller dieser Fronten, vom Kap bis Kairo, von Kamerun bis zum Kilimandscharo, vom Atlas bis Alaska, von den Eisgefilden der Eskimos bis zum Land der Mitte, von Nias bis Nippon, von Indien bis Australien, vom Kongo bis zur Südsee, vom Sudan bis Sumatra, der Kampf aller dieser Fronten ist ein Kampf um die Welt.

Nirgends gleich in seiner Form, immer derselbe an seiner Inbrunst gemessen. Nirgends leicht, immer eine Mühsal; nirgends eine Söldnerarbeit, immer ein Ringen von Freiwilligenscharen. Nirgends ein Ueberlegensein an Zahl, immer ein Kampf Weniger um ganze Völkerschaften.

Nirgends ein Rechenexempel bekannter Kräfte, immer eine Kette von Taten auf Grund von Führervertrauen. Nirgends ein Ueberzeugtsein von eigener Unfehlbarkeit, weder in den Abschnittsstäben, den einzelnen Missionsgesellschaften, noch an den einzelnen Fronten, immer ein Vertrauen auf die oberste Führung durch den großen Eroberer und ein Kämpfen um der Liebe willen, aus seinem Geist heraus.

Und nirgends Schachbrettsiege, immer ein Ringen mit Menschen und Mächten. Nirgends ohne Rückschläge und Fehler, immer ein persönliches Entbehren, das aus herzenstiefem Erbarmen wächst. Aber auch nirgends bleibende Niederlage, immer ein vorwärtsdrängendes „Dennoch". –

Welch Kräftesammeln darum solch gemeinsame Fahrt sich verstehender Kämpfer auf dem Weg zu den fernen Fronten des einen großen Kampfes um die Welt!

Und zugleich: Welches Innewerden wieder des unheilvollen Risses, den der Weiße ins Bewußtsein der farbigen Völker trägt, wenn er, wie auch so mancher an Bord, hinauszieht um des reinen Erwerbs willen und es nicht scheut, sich im Handel mit Schnaps und Opium auf Kosten der Zukunft ganzer Volkschaften zu bereichern; wenn er mit seiner oft hemmungslosen sittlichen Lebensauffassung und Lebensbetätigung ein Infektionsträger innerer Verseuchung wird und ein Fluch weiter Gebiete, deren Leben an den Giftblüten westlicher Kultur sich den Tod holt! Kein Wunder, daß der so geartete Weiße seinerseits, wo er nur kann, im Gegensatz zur Mission steht. Er muß es, denn sie anerkennen, würde für ihn bedeuten, seine eigene Lebensartung bis auf den Grund zu verdammen. Selbst die Ruhe Nommensens aber vermochte überzuschäumen, wenn ihm solche Vertreter Europas in demselben arroganten Ton, wie so mancher Feld-, Wald- und Wiesenmensch, der daheim in Deutschland sich an Kultur und Religion der primitiven Völker künstlerisch begeisterte, mit der Frage

kam: warum denn die Mission um alles in der Welt die niederen Rassen in ihrem paradiesischen Zustand ungetrübten Glückes nicht ungestört und nach ihrer Facon selig werden lasse? Mit behaglichem Ingrimm vermochte er dann derartigen naiven oder berechnend blinden Zeitgenossen vom „ungetrübten paradiesischen Glück" der animistischen Bataks zu erzählen, daß ihnen die Augen übergingen. Auch dabei im Dienst, auch dabei im Kampf.

Als Sumatras Berge über die Kimm tauchten, atmete er auf. Sein Herz gehörte der einen Front. Da drüben in den Bergen.

Nun stieg er zum zweiten Mal in Sumatra ans Land. Ein ander Kommen, ein ander Reisen ins Hochtal als einst! Bis nach Sibolga kamen ihm die Häuptlinge entgegen und die marschfähigsten seiner Sintua, unterwegs die Schuljugend mit ihren braunen Lehrern. Am Eingang ins Tal warteten ganze Scharen Männer und Frauen. Wie im Triumphzug kam er nach Pearadja. An allen Wegen standen sie und winkten. Hunderte, Tausende, den Ompu Nommensen zu grüßen. Die große neue Kirche vermochte die Scharen nicht alle zu fassen.

Und dort saß er dann unter ihnen, wie einst, in weihnachtlicher Kirche. Erstaunt sah er erzene Instrumente blinken, zum ersten Mal im Batakland. Heller Posaunenklang stieß seine Jubelfanfaren durch den hohen Raum, über das weite Tal . . . Weihnacht . . . Weihnacht . . . „Ehre sei Gott in der Höhe!"

## 4.

Das Gewitter bricht los. Der Singa-Mangaradja fällt ein. Balige wird schwer bedrängt. Der Hauptstoß fegt über die Steppe herein, um Silindung und Toba zunächst zu trennen. Wohl lodern Missionshaus und Kirche auf einsamer Steppenstation gen Himmel, sogar nach Sipoholon fliegt die Brandfackel. Wohl tobt der Singa-

Mangaradja vor den brennenden Häusern: „Heraus mit den weißen Hunden, daß ich sie meinen Leuten zum Fressen gebe!" Wohl fällt der gerechtesten Häuptlinge einer, der Ompu Batutahan, grausamer Feme zum Opfer. Aber der Aufstand bricht dennoch zusammen. Nur daß es noch auf lange hin wetterleuchtet in den Bergen des Timorlandes, wo der Priesterkönig unnahbar wohnt. Die gesamten batakschen Christengemeinden antworten durch Entsendung ihrer Aeltesten, Lehrer und Pandita zur großen Jahreskonferenz am Ufer des verbotenen Sees in Balige. Braune Christen, Abgesandte von der nahen Steppe und der fernen Hochebene von Sipirok, von Angkolas Tälern und vom Batangtoru herauf und in Scharen von Silindung herübergewandert, füllen zu über zweitausend den Marktplatz von Balige. Eine Heerschau im Kampf um diese Welt des blauen Sees, eine Heerschau in vorderster Front.

Nun hält es den Ompu Nommensen nicht mehr in Silindung. Pearadja, auf viertausend Seelen angewachsen, ist längst eine geordnete Gemeinde, deren Leben und Betätigung manche ungleich größere deutsche in den Schatten stellen. Den jugendlichen Alten aber drängt es von neuem in die Front. Er zieht nach Laguboti.

Schon vor Anlage der Station haben sich einige Christenfamilien aus Silindung dort niedergelassen. Nun kommt der Ompu und bringt neue Landsleute mit; braune Helfer und Lehrer aus den Seminaren in Silindung ziehen sonntäglich auf die Filialorte, predigen und unterweisen, besuchen Kranke und lesen vor; wozu anders ist denn außer dem Neuen Testament nun auch der so bäuerlich praktische Jesus Sirach und der kleine Bogatzki ins Tobasche übersetzt! Kaum geht das Leben der von Missionar Nommensen übernommenen Station seinen geregelten Gang, als Nommensen schon weiter östlich vordringt, wo die Landschaft Si-Gumpar mit fünfundachtzig Dorfschaften auf

die Frohbotschaft wartet. Er versteht die oft unhöfliche Gesellschaft zu nehmen. Nicht nur um Laguboti, auch hier in der ganzen Umgegend weiß man, wer er ist, und kennt seinen Ehrentitel „Ompu". Schon beim ersten Besuch in der Landschaft Sigumpar war es, daß streitende Häuptlinge ihm, hartnäckig erbost, ihren Rechtshandel um einen großen gutgelegenen Acker vorlegten: „Herr, richte du." Und der Ompu erklärt: „Wenn zwei große Hunde um einen Knochen raufen und sich schließlich beißen, kommt am Ende ein kleiner Hund und holt ihn sich weg. Ich schlage euch vor, ihr laßt mir den Acker, dann ist euch beiden geholfen." Und so war es jeder zufrieden, daß der andere ihn nicht bekam. Nommensen aber konnte wieder einmal beginnen, zu bauen.

Streit, Spiel und Verschuldung machten ihm am meisten zu schaffen. Ueber Hahnenkämpfen und Würfeln konnten diese Radjas Tage versitzen und Haus und Hof und Weib und Kind versetzen, und am Ende sich selbst zum Einsatz bringen, die eigene Schuldhaft. Es war noch nicht lange her, daß er eine Mutter mit einer Tochter lösen mußte, die schon ein Jahr im gliederzerreibendem Block schmachteten, weil der Vater z w e i Mark nicht bezahlen konnte; Schuldhaft! Nicht zu verwundern die grenzenlose Hörigkeit des gemeinen Volks gegenüber den Radjas. Wenn ein vor der Ernte geliehener Scheffel Reis nach der Ernte im doppelten Maß zurückgegeben werden mußte — hundert Prozent Zinsen, — das halte aus, wer kann! Nommensen hatte es selbst versucht, durch billige Darlehnsgewährung in diese Zinsknechtschaft Bresche zu schlagen und wie manchen nicht durch Hergabe des letzten Eigenen losgekauft in die Freiheit zurück. Hier im eigentlich Sozialen lag einer der wichtigsten Angelpunkte für die Christianisierung des Landes. Und gerade in dieser Richtung hatte die Umbildung der Adat in Silindung erfolgreich Abhilfe geschaffen.

*

Ein jagender Eilbote hastet zum Missionshaus von Laguboti: Im entfernten Parsambilan in der Landschaft Sigumpar ist von Leuten aus Uluan ein Mädchen geraubt worden und in die Berge entführt.

Dem Boten weit voraus prescht auf flinkem Pferd sprühenden Auges der grau gewordene Tuan mit nach Osten. Parsambilan nach scharfem Ritt erreichen, schnell die Richtung feststellen, ein paar Radjas zusammenrufen, ist eins. Weiter geht es hinter den Räubern her. Schon liegt ein Tag zwischen der Tat und dem Heute. Aber noch sind die Spuren der Räuber kenntlich. Ohne die Pferde zu schonen hinterdrein! Jetzt kann jede Minute entscheiden.

Unter die Schar, die in der versteckten Huta brüllend das Mädchen am Zauberpfahl umringt, sprengt der Tuan rücksichtslos hinein. Wie die zur Seite fliegen! Aber keiner hebt die Hand. Im Nu ist der Platz leer, nur das Opfer stöhnt blutend am Pfahl. Den ganzen Tag schon hing es in der Sonne festgeschnürt. Die Ohren fehlen. Blutbächlein rinnen am Halse nieder. Ein letzter Schnitt ehe die Reiter ansprengten, hat dem Opfer ein Stück Fleisch aus der linken Backe getrennt. Um die Wunden summt Geschmeiß, die Striemen im Rücken sind hoch aufgeschwollen von eingeriebenem Gift. Der Haarschmuck fehlt, der wichtigste Bestandteil zur Bereitung von Zauber aller Art.

Im Nu lösen sich die Rohrpalmfesseln unter dem Schnitt von Nommensens Messer. Das Mädchen ist frei, aber es taumelt. Die mitgekommenen Radjas nehmen es zwischen sich.

Da kommen die Haufen wieder mit ihren eigenen Häuptlingen. Nommensen zwingt die Lage zum Frieden. Der Fall liegt klar, aber die Schuld ist nicht einseitig. Soll endloser Krieg zwischen den Dörfern vermieden werden, so kann nur ein Lösegeld helfen. Hier ist noch Heidenboden und unabhängiges Gebiet. Kein Resident hat hier etwas

zu sagen. Nommensen kauft das Mädchen frei und reitet unbelästigt ab.

Als er andern Tages heimkehrt und erst im Mondenschein in die Nähe seines Hauses kommt, sieht er einen Mann sitzen und weinen. Ein Alter ist's. Schon getauft. „Warum weinst du, Banti?" —

„Ich kann nicht glücklich sein, mir fehlt noch etwas."

„Dir?"

„Ach, Herr, ich weiß, was du sagen willst: Banti, du hast doch Weib und Kind und bist getauft, und Gott hat dich gesegnet . . . ich weiß es, Tuan."

„Und?"

„Und doch eins fehlt . . . ich möchte gern die Bibel . . . l e s e n lernen!" Ein alter Schulbub, aber ein zäher ist er geworden.

*

Noch in der Nacht schlägt die Glocke an. Einer der Gemeinde starb. Si-Kemats letzter Sohn. Zwei Töchter und einen Jungen hat er schon verloren. Die Frau liegt unheilbar an Aussatz. Der Tuan bangt als Mensch um den so Geschlagenen, aber wenn einer, so beweist e r in diesen Tagen letzten Leides seine Festigkeit als junger Christ. Kein Rückfall, kein Schwanken, aber ein Anklammern dieser braunen Seele an die Bruderschaft des Meisters, der selbst unter dem Wort gelitten und mit dem Wort gesiegt: „Dein Wille geschehe!"

Der Morgen kommt. Doch immerhin zerschlagen vom ungewohnten scharfen Ritt der letzten Tage erwacht der Tuan. Außer den üblichen Kranken, der üblichen Arbeit des Tages, ein Ruf von Bruder Kessel, der drüben hinter Laguboti auf einsamer Insel ein Werk verrichtet, das neuem Vormarsch gilt. Da leuchten des Tuan Augen. Die nötigen Anweisungen an seinen Gehilfen und den Pandita Markus, und schon ist er wieder unterwegs.

Es wird Mittag.

Zwei große Solus biegen um das Kap von Si-Gaol und halten auf Laguboti zu. Unter Bewaffneten und Häuptlingen von der Insel Samosir, dem Seeräuberhorst, der unaufhörlich durch kühne Handstreiche in den Häfen des Sees geraubte Menschen verbraucht, sitzen zwei weiße Männer; Forscher, auf unbetretenen Wegen über den See hergekommen. Deutsche. Ihr Leben hing und hängt ab von dem ihnen unbekannten Mann namens Nommensen. In Lontung gefangen, weit hoch im Norden auf der Insel, und schon Auge in Auge mit dem sicheren Gefangenentod, haben sie sich zum Beweis, daß sie nicht holländische Kundschafter sind, auf ihren „Bekannten", Herrn Nommensen, berufen, von dem sie einmal an der Küste den Namen gehört. Das hat ihr Leben gerettet.

Nur daß die Radjas nicht geneigt waren, sich ohne weiteres verblüffen zu lassen. Sind das Landsleute des Ompu Nommensen, dann müssen sie auch seinen Glauben haben, hatten sie gefolgert und begonnen, die Forscher in ein Kreuzverhör zu nehmen, und so ziemlich nach allem gefragt, was auf den ersten Seiten der Bibel steht. Dann kam das Matthäusevangelium daran, aus dem sie einige Blätter auf batakisch besaßen. So einigermaßen bestanden die Forscher ja dieses ungewöhnliche Examen. Und nun kommen die Häuptlinge mit ihnen, um von Nommensen selbst zu hören, ob die Herren von Brenner und von Mechel wahr geredet.

Sie müssen nach Balige zu Missionar Pilgram weiterfahren. „Tuan Nommensen ist auf Reisen." Pilgram bestätigt die Herren gern als Deutsche und daraufhin händigen ihnen die Seeräuberradjas ihr gesamtes Eigentum aus, ohne daß auch nur ein Stück fehlt. Um des „Ompu Nommensen" willen vermögen auch Seeräuber ehrlich zu sein. Heidnische Seeräuber!

5.

Als andern Tags die beiden Herren von Balige süd-

wärts ritten, über die Steppe auf Silindung zu, waren auch die Solus der Radjas von Lontung auf dem Heimweg. Unter freudigem Gesang der Ruderer liefen sie schnell über die heute stillen Wasser:

„Hol jahe, holera, hoja hoja, joliahe!"

Silbern perlte die Flut von den taktfest durchgezogenen Riemen.

Plötzlich brach das Singen unvermittelt ab. Erschreckt und erstaunt machten die Ruderer einander lärmend auf ein nie gesehenes Etwas aufmerksam, das von Süden her auf sie zukam. Ein schnittiger Bootsleib, weiße bauschig geblähte Leinwand darüber. Kein Ruder, das ins Wasser tauchte, und doch flog das Ding nur so heran. Dort aus der Richtung der kleinen Insel Pardapur kam es, stand nun schon querab . . . ein Mann darin, nur einer. Ein Schrei. Der nie geschaute Segler hatte auf sie zugedreht und rauschte heran mit hellem Gischt vor dem Bug. Hart im Lee der Solus wendete er und nahm Kurs auf Laguboti.

Noch immer fassungslos starrten die Männer von Lontong dem weißen Segler nach. Flüstern lief um, der Name des schlanken Mannes mit grauem Haar und blauen Augen, den sie am Steuer gesehen, ging von Mund zu Mund . . . „Der weiße Ompu" . . . „nun fliegt er auf den Flügeln der Winde" —

Ja, der Schleußenwärtersohn lernte wieder wie einst Steuer und Leinen handhaben, Segel setzen und bergen und die Schoten meistern. Den jungen Brüdern auf Pardapur war es gelungen, das von Europa gekommene Segelboot zusammenzusetzen. Hei! Und was dazu gehört hatte man auch: Rüm Haart, klaar Kimming!

*

Nun konnte Nommensen es wagen, der Bitte der Leute von Parsambilan nachzukommen und endgültig nach Sigumpar überzusiedeln, ein Vormarsch nach Osten, der ihn

nun, wo er das bewegliche Boot besaß, doch nicht aus der Basis der hauptsächlichsten künftigen Vorwärtsbewegungen in der Längsrichtung des Sees brachte.

Den Vormarsch nach Osten machten alle guten Erfahrungen, die hinter ihm lagen, mit.

Und namentlich, in lebendiger Wirklichkeit, seine Helfer und Lehrer und die ersten Pandita-Batak, ausgewählte und vorgebildete Männer des Volkes, befähigt, das Predigtamt zu versehen und die Leitung kleinerer Gemeinden selbständig zu übernehmen.

Wohin diese braunen Brüder des Volkes kommen, geht der Name dessen mit, der sie schickt, den den Gedanken von jeher begeistert im Herzen trug: durch Bataks den Batak zu dienen. Der Name Nommensens wird dem braunen Volk zum Symbol, längst hat das Volk gelernt, daß der Ompu es *liebt*.

Darum wirft es auch allen Brast ihm vor die Füße. Kranke aus ganz Toba sammeln sich in Si-Gumpar, als ob der Tuan nichts anderes zu tun brauchte, als Medizin austeilen und nicht auch die ganze Landschaft mit ihren bereits zwölf Schwestergemeinden versorgt sein wollte durch gewissenhafte Förderung der Aeltesten, treue Beeinflussung der vielen Schulen. Die Herren Radjas bleiben unermüdlich, ausgerechnet dem „Großvater" ihre Händel und Prozesse vorzutragen, als ob es keine batakische Kirche gäbe, deren Ephorus der Ompu mit größerer Berechtigung ist als ihr Erbschlichter. Und so ist in Si-Gumpar ein Kommen und Gehen um den Ompu. Wie viele Wünsche der Missionsgeschwister dringen zu ihm! Wieviel Sorgen umlagern seine Stirn. Da ist die Ausbildung der Lehrer und Pandita, für die er mitverantwortlich ist; da gibt es Kirchenordnungen und werdende Gesetze für den gemeindlichen Zusammenschluß, für die steuerliche Selbständigkeit der Gemeinden zu beraten. Da heißt's der Gefahren Herr werden, die aus der überraschend schnellen Christianisierung

von Süd-Toba — so anders unaufhaltsam als einst in Silindung — erwachsen, und doch offen bleiben für die Notwendigkeit solcher Arbeit größten Ausmaßes, einer Arbeit mit dem Netz, nicht mit der Angel, denn von Norden und Osten droht der Islam; es ist letzte Stunde! Da gilt's, die Fäden in der Hand behalten zu all den bereits angestellten Panditas und Gurus, und neue rechtzeitig zu knüpfen, wenn fremde Häuptlinge kommen und für noch unerschlossene Gebiete bitten: Schickt uns Lehrer, oder: Wir wollen einen Missionar.

* *

Und es sind doch immer gerade diese Bitten, unter denen Nommensens Herz am höchsten schlägt. Vormarsch heißt die Melodie, auf die sein Blut eingestellt ist. Und so überfährt er den See die Kreuz und die Quer, wie oft allein im Laufe der Jahre, hinüber nach Samosir, nach Si-Gaol, nach all den Buchten und Häfen, die sich nordwärts für das Auge verlieren in der langen Enge längs der Insel.

Immer wieder ziehen Brüder hinaus und Lehrer folgen oder sind längst schon als Vortrupp voraus. In großen Zügen setzt immer wieder von der Südbasis des Sees aus der Vormarsch ein. Nach Uluan im Osten, hinüber nach dem kahlgebirgigen Samosir und Si-Balungun.

Wie oft nicht steht der Sechzigjährige droben auf den Bergen über Si-Gumpar und schaut über die Landzunge von Si-Gaol hin auf den See bis in den verschwimmenden blauen Norden. Dort droben im Land der Karos, in Purba, Pane und den Pakpaklanden drohen Islam und Opium. Und es ist die Sorge und die Zuversicht dieses weißhaarigen Kämpfers mit den blauen Augensternen: doch noch zurecht zu kommen im Vormarsch, um die Gebiete da droben zu retten und zu erkämpfen für den großen Eroberer.

„Auch d e r Tag kommt" . . . traut unerschütterlich des greisen Ompu drängende Sehnsucht . . . der Tag des erneuten großen: „Tole!" — Vorwärts!

# Befreites Land.

## 1.

Vor dem unscheinbaren Heft, in das er hin und wieder tagebuchartige Aufzeichnungen über seine Arbeit zu machen pflegte, saß in seinem bescheidenen Arbeitszimmer der neue Leiter einer der ältesten Stationen im Gebiet der südlichsten Batakstämme. Aber die Feder, mit der er zum ersten Mal die Eindrücke und Erfahrungen seines neuen Arbeitsfeldes niederlegen wollte, ruhte noch immer. Nicht, daß ihn die Gegenwart der zarten Frau Maria gestört hätte, die mit leisen Bewegungen ab und zu durchs Zimmer schritt, um nach den nebenan unruhig schlummernden Kindern zu sehen und hier und dort mancherlei zu ordnen, ehe sie sich mit Flicken und Lappen in seine Nähe setzte unter den Schein der gleichen Erdöllampe; — wie ein helles Leuchten ging es vielmehr über sein nachdenkliches Gesicht, wenn die treue Gefährtin der letzten Jahre sich zu ihm beugte und ihn spüren ließ, welch tiefe Ruhe und kraftvolle Sicherheit aus der Zweisamkeit liebevoller Lebenskameradschaft segenspendend zu erwachsen vermag. — Was ihn hinderte, zu beginnen, war ein anderes:

Es ging um mehr als nur einfaches Sich-rechenschaftgeben von dem neuen Beginn missionarischer Arbeit hier in dem ihm gänzlich unbekannten Gebiet. Das neue Ungewohnte in der Art des hier begonnenen Kampfes forderte immer wieder das vergleichende Erinnern an die

Anfänge seiner Berufsarbeit überhaupt. Vor seinen tief unter dem Urwald buschiger Brauen aufglänzenden braunen Augen drängten sich die Erinnerungsbilder und ließen das Denken haften am Gestern und Ehegestern der letzten sieben Jahre, vom Tage an, wo er als junger Missionar zum ersten Mal die Küste Sumatras und die Bataklande betreten.

Immer wieder im Umblättern der alten Aufzeichnungen ward Vergangenheit lebendig und redete neu die Sprache des Empfindens von einst: . . .

— Wie war es doch so heimlich schön und zugleich wie ein erstes Ahnen der Wehmut des Geschickes, das ob fast allen Missionskindern schwebt, als auf der ersten in Sumatra erreichten Station der kleine blondlockige Bube von Bruder Ködding sich ihm sofort so traulich an die Brust geschmiegt, ihm den fremden nie gesehenen Mann, der aber doch ein weißer Mann war. — Welch freudiges Ahnen schon reifender Früchte, wenn aus den langen immer im Gänsemarsch einherkommenden Scharen der im Urwald begegnenden Bataks, die nach Siboga zogen, Salz und Tauschwaren zu holen, ihm und seinen Begleitern so manches fröhliche „Tabe, Tuan" entgegenschallte mit einem Augenleuchten das wissen ließ: Christen aus den Bergen wandern da im Zug und grüßen ihre weißen Brüder. — Ach, jene Tage! Vom ersten Blick ins Tal Silindung mit seinen aus den Dorfinseln lugenden Kirchlein und dem vielstimmigen Abendläuten des Samstags, seinen Scharen der Kirchgänger, die ein erstes Heimatgefühl entstehen ließen in Gedanken an diese werdende Volkskirche inmitten der Berge Sumatras . . . bis zu den mannigfachen Besuchen auf den Stationen hin und her und den ersten Streifen in die unbekannte Steppe in Norden, an der Spitze batakscher Jungscharen oder geführt von landeskundigen Freunden, in ständiger Bereitschaft, mit den Urhebern der vielen Tigerspuren zusammenzustoßen, in stän-

digem Kampf mit dem Gelände, wie oft nicht bei Durchquerung der vielen Schluchten in mühsamer Bändigung des Pferdes, das nur auf der Hinterhand rutschend die Steilwände hinunter gelangte und selten ohne Absturz auf der anderen Seite wieder hinauf. — Dies eigentümliche Land der Steppe! Voller Quecken- und Farnwildnis, hin und her wieder unterbrochen von sandigen Stellen, wo die wasserhellen Sanidinsplitter im Sonnenglanz das Auge blendeten; die Hochfläche durchrissen und von den tiefen Schluchten der Bäche, an deren breiteren Stellen die Reisfelder einzig Ertrag abwarfen; der Horizont ständig umwellt von den zarten Schatten oder trotzig nah springenden Hängen der Randgebirge; — und dieses Land der Steppe bestimmt, sein Arbeitsfeld zu werden!

Zwischen Silindung und Toba war es gelegen, ein wenig nach Osten ausladend, ein weiter Bezirk, Sipahutar genannt mit seinem Landschaftsnamen, eine ganze Reihe kleiner und kleinster Hutas umfassend. Als zehn Jahre früher der Vormarsch von Silindung zum Toba-See begonnen, war die Steppe von Sipahutar zunächst absichtlich rechts liegen geblieben, denn droben in den Tobagebieten galt es, dem gleichzeitig von Nordosten her vordringenden Islam zuvorzukommen, während in dieser Hinsicht die Steppe von Pohan, zu der Sipahutar gehört, nicht gefährdet war. Nun brachte er den Auftrag mit, in den bisher umgangenen Nordosten von Silindung vorzudringen, gänzliches Neuland, um seiner gewalttätigen und diebischen Bewohner in den Hochtälern berüchtigt. Ungerufen kam er nicht. Der eine und der andere der Radjas wünschte einen Lehrer, aber die Niederlassung schob sich infolge der Unruhen am Toba-See hinaus; damit war die Gelegenheit gegeben, im verstärkten Maß einzudringen in die Geheimnisse der Batakſprache mit ihren mancherlei malaischen Lehnworten; Gelegenheit, sich zu gewöhnen an die Landeskinder, ihre Sitten und ihr Aussehen, das so außerordent-

lich wechselt, vom schön gebauten Menschen mit fast ein wenig arischem Einschlag bis zum gebeugten kropfbehangenen Alten, zuweilen obendrein behaftet mit einer faustgroßen Schwiele im Nacken vom Lastentragen und Wasserholen, zumal bei Frauen. Und dieser Gesichter unendlich verschiedener Ausdruck! Von der Offenheit junger unentstellter Burschen bis zum abgefeimten Schurkengesicht gewisser alter Häuptlinge, zwischen derem nicht nur abgefeiltem, sondern auch altersschwachem Gebiß der rote Napuransaft des ständigen Betelkauens heraustroff; oder der Anblick furchtzitternder alter Frauen, denen die schwarzen glatten niegekämmten Haare schlangenartig vom Kopf fielen bis auf die ausgedörrte pergamentlederne Haut des Oberkörpers, die sich ungepolstert straff über die Knochen spannte. Manche andere mit bis auf einen Büschel ausrasiertem Kopfhaar, oder Männer, die die Armringe aus den gedörrten Lippen ihrer Feinde stolz zur Schau trugen und nie ohne ihre krummen Schwerter einhergingen, beim geringsten Anlaß immer angriffbereit – alles Bilder, in denen nichts gewohnt, aber alles fremd erschien für den Neuankömmling. Da hatte er es doch noch vorhin gelesen erst, das kurze und doch für ihn so schwerwiegende Wort aus der Anfangszeit in Sipahutar, richtig, da stand es:

„Alles um mich her ist fremd. Alles. Nur eins klingt wie daheim, das Weinen der kleinen Kinder."

Aber wie bald war das doch anders geworden und die Inbrunst erbarmender Liebe durchgebrochen, der nichts fremd dünkt am leidenden Bruder, die weiß, in wessen Dienst sie kämpft und weiß, aus welcher Glut sie sich stärkt.

Unwillkürlich las er weiter. Von jenen Worten anfänglicher Einsamkeit an. Las und überlas. Nur Einzelnes sprang ihm entgegen, auf dem der Blick, unmittelbar vom Herzen gelenkt, haften blieb. . . .

„Hinter den frechsten Augen wohnt oft die größte Furcht. Ich bin dankbar, daß ich so schnell durch die Schale hindurchsehen lerne und merke, wie hinter vermeintlicher Großspurigkeit und stolzem Dünkel der gefesselte Mensch steht, der braune Mensch in Angst und Furcht vor den Geistern. Die Einsamkeit ist überwunden und der Kampf begonnen. Daß doch auch mir aus der Schwäche die Kraft und aus dem Unvermögen der Sieg wachse, Kraft und Sieg dessen, der in den Schwachen mächtig ist.

— — —

Paulus, mein treuer brauner Gehilfe aus Silindung, ist mir viel wert. Dank ihm werde ich ganz anders und schneller handgemein mit den Leuten, als wenn ich allein wäre. Fehlte aber neulich auch nicht viel, daß sie, wenn auch im andern Sinn, handgemein mit mir geworden wären. Die Schule versprachen sie schon beim ersten Besuch im vorigen Jahr zu bauen. Als ich nun wirklich kam, wollte es keiner gewesen sein. Hatte die Brüder alle zusammen, einen Radja neben dem andern. „Ihr habt euch verpflichtet, das Holz zu stellen, die Nägel ich. Wieviel gibst du zum Bau?" fragte ich den vornehmsten der Häuptlinge. „Ein Brett." Ich hielt's für Scherz; als ich aber merkte, daß es ernst war, redete auch ich ein ernstes Wort, drehte ihnen den Rücken zu und ließ sie sitzen. Da haben sie getobt! Aber mich wieder ziehen lassen, weil sie zu geizig waren, die Schule zu bauen, den Schimpf wollten sie doch nicht auf sich sitzen lassen. Sie tobten sich also aus und bewilligten das Holz.

— — —

Sipahutar, Mai 1882. — Nun habe ich auch den kleinen engen Sopo verlassen können, darin ich jetzt fast ein Jahr kampiert. Zweihundert Schritt von der Huta entfernt steht auf prächtig gelegenem Gadongfeld unser eigen Häuschen, sechs Schritte breit und zehn Schritte lang, batakisch gebaut, hoch auf Pfählen. Erster Stock Dach-

stube zugleich. Zwei Zimmerchen. Eine Matratze von Moos mein Bett, ein rohes Tischchen, darüber ein Wandbrett mit der Lampe und einigen Büchern, nebenan Nägel für die Kleider, ein Bord für Arzneimittel. Eine Ecke ist Vorratskammer für Mehl und Reis. Wände aus Reisstroh und Lehm, innen und außen gekalkt.

Stundenweithin leuchtet mein Häuslein. Von Butar und Bahalbatu, den nächsten Stationen, kann man es über die vielen Schluchten und das hohe Riedgras der Steppe sehen.

Nahebei ein Kochhaus und ein paar Schritt weiter das Balkenwerk der Schule, frisch aufgeschlagen.

Paulus und ich haben tüchtig zu tun. Im Haus wartet noch manche Arbeit. Der Garten will bestellt sein mit Bohnen und Ananas; Kartoffeln, sobald es geht, denn die Gadongs schmecken dem weißen Mann doch nun einmal wie angefrorene echte Kartoffeln. Mais ist gesät für die Hühner. Enten werden erwartet. Die Eier sind zum ewigen Reis doch die beste Zukost. Morgens, mittags, abends Reis. Mal Kartoffeln dazu, mal Kaffee, mal Hühnerfleisch. Die Gewohnheit ist auch was wert.

— — —

Noch immer ist die Schule nicht fertig. Vorerst halte ich sie bei mir im Freien. Des Abends zumeist. Tagsüber sammeln die Buben Holz und müssen die Reisfelder gegen die Vögel bewachen. Aber dabei können sie lernen. Sie tun es gern. Wenn die Geige „singt", leuchten ihre Augen. Bald können die Burschen selbst singen, nur die alten Kehlen wollen nicht so schnell mit. Denn auch Männer sitzen oft unter den Jungen. Auch der Ompu-so-Dunggaron mit blauer Hose und weißem Hemd."

Der Lesende hielt inne. Ompu-so-Dunggaron! Du warst einer derer, die zuerst ihr Herz geöffnet. Deutlich steht ihm der Abend vor Augen, wo der überall herumspürende Radja seinen Kompaß entdeckte und so ins Staunen

kam mitsamt seinen Gefährten über das zitternde Stücklein Metall, das immer nach Norden wies, daß ihnen die Zigarren ausgingen, mit denen sie dem Tuan kurz vor der Schlafenszeit die Bude verstänkerten. „Sieh, Freund, so wie dies Stückchen Eisen bist auch du!" Ein fragender Augenblitz. „Du und deine Freunde, ihr alle gleicht dem unruhigen Ding da hinter dem Glas. Der große Debata hat in eure Seele das Verlangen hineingelegt, ihm zu dienen und sich nach ihm zu richten, wie das Eisen sich nach Norden richtet. Aber sieh," — unter dem Druck des Fingers am Hebel stand plötzlich die Nadel fest, —" so halten euch die Begus und eure Datus fest, daß ihr nicht könnt, wie ihr wollt, bis der große Tuhan Djesus eure Herzen frei macht von der Furcht und der Knechtschaft der Begus, so wie ich jetzt das kleine Ding da wieder frei mache; . . . seht, schon richtet es sich wieder nach Norden, wohin es seine Sehnsucht treibt, wie euch die eurige tief im Herzen zu dem großen Debata, der euch Leben und Atem gab."

An jenem Abend noch war sie gekommen, die erste Bitte aus Männermund: „Tuan, lehre uns zu dem großen Debata beten, lehre uns lesen in dem Buch des Lebens, darin du immer liesest."

Von diesem Lehren und Lernen redete das alte Heft weiter auf seinen Seiten, von Sorge und Sehnsucht, im Kampf um die Herzen brauner Brüder:

„Immanuel steht mir nun zur Seite, war früher Radja und Zauberpriester, ist eben vom Seminar gekommen und findet mit freiem offenem Wort den Weg zu den braunen Herzen. Die Schule ist unter Dach und füllt sich Tag um Tag. Auch Mädchen kommen jetzt. Allmählich kenne ich sie alle bei Namen: Den Herrlichen, den Verständigen, den von Messing, den Acker, die Zeit, den großen Kämpfer, bis hinunter zum kleinen ‚Reiskloß', wie mein jüngster heißt. Und daneben sitzt die Meinung, die Diebin, die Fleißige, die Heilige und auch so ein kleines Putzelchen, das sich stolz die

‚Ich' nennt. In den Namen spiegelt sich schon ein Stück der batakschen Seele.

— — —

Es fangen ein paar an, ernst zu machen mit dem neuen Weg, der sie abseits von Vätersitte und nachbarlichem Aberglauben führt, und schon beginnt auch der Widerstand. Dieses Leidenmüssen um des Zutrauens zu Jesus willen ist ein nicht zu umgehendes Kreuz, das der werdende Christ tragen muß. In viel richtigerem Sinn ein Kreuz, als was man so allgemein daheim in Deutschland oft darunter versteht. Und daß dies Kreuz getragen werden muß, ist ein notwendiger Prüfstein für den Ernst und die Lauterkeit der Beweggründe zum Christwerden.

Januar 1883. — Noch ist der Taufunterricht für keinen so fortgeschritten, daß ich die Taufe wagen würde, aber eine Gemeinde ist dennoch da. Zu etwa eineinhalb Hundert haben wir den Jahresanfang gefeiert. Zum ersten Mal gemeinsam. Dreiundzwanzig Familien. Familienfest sollte es sein und war es. Mit Essen und Trinken und dennoch mit mehr. Dieser Zusammenschluß vor aller Augen hatte zur Folge, daß mehrere Nachbardörfer sich verschworen, niemand mehr zu uns in die Schule zu lassen.

Februar — Aber es geht dennoch unaufhaltsam vorwärts. Auch die Heiden spüren, daß Gott keinen Widerstand gelten läßt, wenn er nicht will. Der Schulraum genügt nicht mehr, wir müssen erweitern. Der neue Bau wird über doppelt so groß und soll zugleich unsere Kirche sein.

Anderntags. — Ein Sturm im Wasserglas, als ich den Versammelten von Erweitern und Bauen sprach! Aber als ich sie vor das Entweder — Oder stellte: Entweder Bauen oder auf Predigt und Unterricht überhaupt verzichten, deren sie bei so geringer Opferfreudigkeit nicht wert seien, begann der Bau innerhalb vierundzwanzig Stunden.

April. – Die Schulkirche ist fertig und eingeweiht. Am Himmel drohen Wolken. „Der Singa-Mangaradja kommt," geht es durch unsere Leute. Die Radjas zittern. Wir trauen und bleiben.

– – –

Gerüchte gehen um. Warnungen kommen unmittelbar an mich: Ein berüchtigter Räuber meiner Gegend Si-Sarbut, der Reißer, sei beauftragt, unsere abgelegene Station zu überfallen und meine Gehilfen und mich zu erledigen. Die ganze Gegend ist unsicher. Botschaft von andern Stationen kommt nicht mehr durch. Pohan hält zum Singa-Mangaradja. Nur die nächstgelegenen drei Dörfer stehen treu zu uns. –

– – –

Banden kommen über die Steppe. Wir sehen des Nachts Feuer in Richtung Silindung. Ompu-so-Dunggaron war da, um mir zu versichern, daß alle seine drei Dörfer wie ein Mann zu mir stehen, „auch wenn sie nicht alle bei dir lernen, Tuan, aber sie kennen dein Herz."

– – –

Auch ich lerne Herzen kennen. Kann gehen, wohin ich will, nie bin ich allein. Zwei, drei meiner Leute finden sich immer irgendwo in der Nähe. Mein Haus wird nie leer, einige sind immer da. Ich kenne den Grund. Paulus hat mir das Rätsel gelöst. Meine Treuesten haben ganz geheim einen Blutbund geschlossen, auf Tod und Leben für mich einzustehen. Solche Treue ist unverdient.

– – –

Die Treue wird laut. Nach dem Gottesdienst gestern kommt eine alte Frau: „Tuan, sei getrost, denn du selbst hast noch nie Blut vergossen!" Und der Vater einer meiner Schülerinnen: „Fürchte nichts, Tuan, wenn sie dir etwas wollen, so sterben Ompu-so-Dunggaron und ich mit dir, einer zu deiner Rechten, einer zu deiner Linken."

— — —

Die Notzeit offenbart, was an Früchten gereift ist. Das Wetter zieht vorüber, das Kirchlein füllt sich immer mehr. Vom weiter entfernten Pangaribuan kommt wiederholt die Bitte um einen Lehrer. In Hariandjá bitten zwanzig Familien um Taufe und Unterricht. Ich war dort. Es ist ein fester Wille bei den Leuten, bereits beginnen sie mit der heidnischen Sitte zu brechen.

Si-Sarbut, der Reißer, der meinen Kopf dem Singa-Mangaradja bringen sollte, bittet mich um eine Besprechung ohne Zuhörer. Morgen!

Anderntags. — Aman Si-Dongdong, ein Mann aus Sarbuts Verwandtschaft, hat mich als einziger nach Lumban Djulu begleitet, wo Si-Sarbut wohnt. Plötzlich taucht er aus dem Riedgras vor uns auf, verlegen. Ich rufe ihm zu: „Vertraue!" Er kommt näher und reicht mir die Hand. „Versöhnung!" sagt er, und bittet mich um Erbarmen für seine Frau und Kinder, falls er gefangen würde. Ich konnte reden zu ihm, wie ich wollte, ernst und offen in aller Liebe. Aman Si-Dongdong stand abseits und wartete.

Januar 1884. — Si-Sarbut liegt mit vier andern seiner Leute, auf Pferdediebstahl ergriffen, im Gefängnis des Kolonialbeamten, der jetzt seit dem Aufstand über Silindung gesetzt ist. Ich war bei ihm. Seine Kraft ist unter den Ketten geschwunden, sein Herz hart geblieben.

6. März 84. — Die Erstlinge von Sipahutar, am zweiten, und gestern weitere sieben getauft. Gott segne dich, du werdende Christengemeinde.

5. Mai 84. — Ich reise nach Sibolga, um meine Braut einzuholen.

26. Juni 84. — Ein neues Leben hat begonnen. Im Hause waltet mein liebes Weib. Gottes Segen über dich, Maria! Er segne uns in Leid und Freud, in Sorge und Sonne, im gemeinsamen Hoffen und Glauben, Lieben und Kämpfen." — — —

*

Die still und schweigend im Schein der kleinen Lampe neben ihrem Mann sitzende Frau Maria fühlte seinen Blick auf sich ruhen und begegnete einem tiefen Leuchten seiner guten Augen. Da rückte sie näher zu ihm heran, und beide lasen die Einträge jener Tage gemeinsam, eins ans andere geschmiegt. Die Hände hatten sich ineinander gefunden. Wie sie, so umschlossen sich Glück und Leid in der kurzen Spanne gemeinsamen Lebens. Denn im Weiterblättern kam auch die Seite, wo von Kindersterben die Rede war. Von ihres Kindes Sterben. Warum sollte er ihren mütterlichen Tränen wehren? . . .

Dann aber lag zwischen zwei Seiten ein vergilbter Brief, der ihre Gedanken wieder andere, tränenlose Wege lenkte. Ungefüge die Schrift: das Unreine eines Briefes des Gehilfen Paulus an eine Missionsfreundin in Deutschland. Sie entzifferten:

„Tabe Njonja!

Ich der Brief, ein Abgesandter des Si Paulus, Marga Hutatoruan in Sipahutar zu Dir, der Freundin Njonja: In Betreff des Bildes, welches ein gesandtes der Njonja, was Bezug hat auf den Herrn Jesus Christus und auf seine Jünger, welche im Sturm auf der Mitte des Meeres damals sind, — ich sage Dank; und was Bezug hat auf die Art und Weise ihre, der Jünger, schon ich weiß vom Tuan und auch die Worte welche geschrieben zur Unterweisung. Die Lehre, die des Bildes, erklärte genau der Tuan zu mir. Nun es sei eingedenk die Njonja, zu beten für mich, denn gleichsam auf der Mitte des Meeres bin ich jetzt, in der Mitte derer, die den Begus opfern und wollen einem verführen zur Finsternis. Denn wenn verkündigt wird das Wort Gottes zu ihnen, unzufrieden ihr Herz, aber was angeht einige, sie wollen hören das Wort.

Es war ein Datu in unserer Huta. Das einer, sehr stark zu widerstreben dem Wort Gottes. Sehr groß

das Vertrauen seines Herzens auf seine Zauberkünste. Ihm ward geboren ein Sohn. Als war das Alter seines Sohnes vier Nächte, krank ward die Mutter des Kindes. Viel Schmerz, Hals und Haut. Da medizinierte der Datu sie, aber nicht wurde sie gesund. Auch einen anderen Datu er holte, nicht wurde sie wieder gesund. Es geschah, nun ward besiegt sein Herz und er bat vom Tuan Ubat. Erstes gab er, sofort besser fühlte sich die Kranke. Es geschah, daß gab zum zweiten Mal Ubat der Tuan, mehr gesund fühlte sie sich. Und jetzt ganz. Es schämt sich der Verstand des Datu jetzt. Darauf ändert er die Gesinnung seine, von da an, jetzt schon er lernt vom Tuan. Freund-Freund er will werden mit uns.

Nun in betreff des Tuan. Er ist gehend in die Dörfer, zu besuchen, welche krank. Wenn schwer die Krankheit der Leute, sind gekommen die Leute zu holen Ubat vom Tuan. Viele sind gesund und ändern ihre Gesinnung einige. Selbst welche die Pocken hatten, gesund sie medizinierte der Tuan. Sind sehr viel krank von den Leuten der Batak.

Aber dies nun meine Worte zu der Njonja. Nicht aus Geringschätzung meines Herzens, weil ich schrieb dieses so schlecht, was ich erst kann heutigen Tages. Nun dies erst meine Worte an die Njonja: Gruß sein sehr viel ihr und den Freunden, welche dort. Gesund ihr dort, gesund wir hier.

Dies meine Worte. Paulus Marga Hutatoruan.

Ja, es waren schwere Wochen damals, als die Pocken kamen, und es ward doch eine Zeit des Erwachens.

Seite für Seite gab Zeugnis der alten Kämpfe, vernarbter Wunden, Mutlosigkeit und Rückfällen in der Gemeinde und doch immer neuer Siege von Treue und Vertrauen, von wirklichem Leben, das aus dem Schutt eines zusammenbrechenden Heidentums aufsproß. Je mehr die

Gemeinde von Jahr zu Jahr innerlich erstarkte, desto mehr kamen aus der ganzen Umgegend die Rufe nach Lehrern. Immer besser gelang es, die heidnischen Opfersitten und den Geisterdienst zurückzudrängen und zu überwinden. Augenfällig war es, in welche Ohnmacht das eigentliche Heidentum zurücksank, nachdem einmal die Bresche geschlagen und der Einbruch gelungen in das auf Befreiung wartende Land.

Die Augen der Lesenden wurden unwillkürlich gehalten von der hart unterstrichenen Stelle aus dem Jahre 1886:

„Der angestellten Lehrer werden immer mehr. Und wie vor einem wirklichen Wunder, stehe ich vor den Erfahrungen der letzten erbitterten Kämpfe in manchen Dörfern, der Kämpfe mit dem Haß der Datus, die um die letzte Fußbreite des Einflusses ihrer Zauberei ringen. Mit Händen zu greifen sind die Erhörungen unserer Gebete und die gesegneten Wirkungen der Krankenbehandlung. Es ist, als ob, wie zu jener Zeit der ersten Liebe in Griechenland, Kleinasien und Rom, der lebendige Herr sich als der Herrscher über Menschen und Mächte erweist und Taten tut, vor denen wir nur anbetend Dankesworte stammeln können. Hilfe, wo das eigene Herz Kranke längst aufgab, neues Leben, wo der eigene Verstand nur noch mit Bitterkeit der Falschheit und Untreue von Menschen gedachte, Machterweisung, wo wir in Ohnmacht zitterten . . . auf Schritt und Tritt oft ein spürbares Mit-uns-schreiten des Eroberers in unserem Ringen an vorderster Front.

— — —

Die Gemeinden werden mündig, sorgen überall selbst für den Unterhalt ihrer Lehrer und steuern beträchtliche Opfer. Zugleich erstarken sie innerlich. Aus den Helferdiensten der batakschen Lehrer wächst junge Saat. Es liegt wie Frühling über Häusern und Herzen der Ernstesten unter den neuen Christen. Spürbar lebt ein neuer

Geist auf der Steppe. Kein Begu, kein Sombaon, sondern Geist der Liebe, der Treue, des Trauens, geheiligter Geist.

— — —

Rückfälle und Versuchungen halten die Gemeinde in Atem. Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben; für uns eine stete Mahnung zum Wachen. Die braunen Männer und Frauen haben gelernt, wach zu bleiben und die Waffen scharf zu halten angesichts der vorkommenden Rückfälle und Versager.

— — —

Februar 1887. — Wenn ich nun nach sieben Jahren hinblicke über den Kreis meiner Dörfer von meinem weißen Häuslein aus und der Tage des Beginnens denke, so frage ich mich, wie kommt mir dieser Segen auf meine Arbeit mit ihrer Schwäche, Verzagtheit oft und Müdigkeit!? Da dehnt sich ein befreites Land, im Ringen freilich noch, im steten, um seine Freiheit, Freiheit, die mit jedem Atemzuge neu erkämpft werden muß, hier, wie überhaupt im Leben . . . Und es ist ein beschämendes Gefühl, die unverdiente Ernte zu sehen, die vor unseren Augen in der Steppe reift. Befreites Land atmet neuer Zukunft entgegen. Dem Befreier sei Dank. Nicht wir sind Befreier. Nur Frontsoldaten. Berufen. Gesandt. Gestellt. Wohl uns, wenn wir recht gekämpft! Befreier aber ist er, der große Eroberer . . ."

*

Ueber alle kleinen Begebenheiten der Alltage lasen sie hinweg. Wo zwischen Sorgen und Mühen des Kleinkampfs der Pulsschlag des Herzens laut ward, dort hielten sie inne, die beiden Kämpfer auf neuem Kampfplatz. Und während die Vergangenheit sie so in ihren Bann schlug, atmete das Bewußtsein aller Erfahrung von Sieg und Befreiung durch sie hin mit neuem unerschütterlichen Ver-

trauen zu dem großen Führer im Kampf um die Welt, der sie an ein neues Stück Front hier im Süden gerufen.

Aber da fiel zu allerletzt ihr Blick auf einen Namen, der auch in den kurzen Wochen ihrer Einarbeit auf der neuen Station manches Mal zwischen ihnen gefallen: Nai Mangampian.

„Vorgestern rief mich Bruder Meerwaldt, bei dem wir eine Weile zu Besuch sind, nachzusehen, was einem armen Mädchen fehle, das, unbekannt woher, dieser Tage sich auf seiner Station eingefunden, menschenscheu und wortkarg bis zum Stummsein. Ich sah sofort, daß sie die traurigste aller batakschen Krankheiten hatte: Aussatz, und holte in langsamem Fragen ihre Geschichte aus ihr heraus. Aus Balige gebürtig, früh Waise, verkauft nach Silindung vor Jahren, dabei getrennt von ihrer verschollenen Schwester Sindang, hat sie als Sklavin eines noch heidnischen Häuptlings im Gebirge gelebt, ist dort aussätzig geworden, verstoßen und durch die Dörfer zu Meerwaldt nach Pansur-na-pitu gewandert. Gestern früh war sie wieder verschwunden. —

Das Mädchen läßt uns keine Ruhe. Der blinde Bartimäus, der sich sehr gut zu Kundschaftergängen eignet, ist aus, sie zu suchen. Er hat schon manches erreicht trotz seiner Blindheit.

Dies Mal aber nichts.

— — —

Nai Mangampian ist plötzlich von selber wieder da. Wir lassen ihr ein Hüttchen am Fluß bauen an einsamer Stelle.

— — —

Lang war ihres Bleibens nicht. Bartimäus, der sie mit Speise versorgte, und ihr ohne alle Scheu vor Ansteckung stundenlang erzählte von dem Licht, das ihm im Herzen zu scheinen angefangen hat, kommt ganz bekümmert: Leute hätten sie vertrieben. Aussatz sei Aussatz.

Die Jungschar des Dorfes hat mit mir eine Streife durch die Gegend gemacht und Nai Mangampian gefunden. Wir bauen ihr an einer geschützten Stelle am Battangtoru ein festes Häuschen und ein zweites für Bartimäus, der um sie bleiben will. Durch die Jungen ist es in allen Dorfschaften herumgekommen, daß das arme Mädchen unter unserem besonderen Schutz steht. Aber ihre Wunden geben mir große Bedenken. Der Aussatz wächst."

Damit schloß das bisherige in Sipahutar geführte Tagebuch.

* *

Schon aber schrieb eine schnelle eilende Feder unter diesen letzten Eintrag:

„Auf der Reise hierher in den Süden haben wir Nai in ihrer Einsamkeit besucht. Unermüdlich und treu sorgt der Blinde für das aussätzige Mädchen, holt Holz aus dem Wald und Essen aus der nächsten Huta, schüttelt ihr die Streu, denn sie kann nun oft schon nicht mehr gehen. Du sollst aber nicht mehr lange einsam bleiben, Nay, wir holen dich hierher in den Süden zu den Schwefelquellen von Si-Tumba, daß du dort Linderung und vielleicht Heilung findest. Morgen führt mich Si-Amas an Ort und Stelle, daß ich sehe, wie dir und anderen dort zu helfen ist im Heilbad der Quellen, die Gott aufbrechen läßt in eurem Lande als Nothelfer im Kampf gegen den Aussatz."

Und dann setzte er, während Frau Maria zu ihrer Näharbeit zurückkehrte, mit fester Hand auf die neue freie Seite obenan die Worte:

„Sipirok, 9. November 1887"

und begann die Tagebuch-Rechenschaft seiner Arbeit auf dieser neuen Station.

2.

Auf den Seiten dieser seiner neuen Tagebuchblätter steht zwischen den üblichen, durch Jahre hin sich wiederholenden Dingen von Alltag und Arbeit zu lesen:

„Verschämt, fast als wollte es sich verstecken, duckt sich das kleine weißgestrichene Kirchlein von Sipirok in den Schatten des mächtigen Ambasangbaumes zur Seite, während, alle Häuser überragend, protzig und hoch die mohammedanische Moschee zum Himmel strebt und ihr gegenüber, im behäbigen Reichtum prunkend, das große Haus des fanatischen Mohammedaners, der, mit der Häuptlingswürde eines Kuria ausgestattet, Regent und Richter des Ortes darstellt, sinnenfällig zu betonen scheint, wer hier der Herr ist.

Seit Beginn ihrer bereits drei Jahrzehnte alten Arbeit steht hier die Mission in erbittertem Ringen gegen den schon vor ihr eingebrochenen Islam. Angriff und Verteidigung, Vordringen und Geländeverlust wechseln. Droben in Silindung, ja bereits auch in Toba, ein stets siegreiches Ueberwinden eines ins Herz getroffenen Heidentums, hier unten z w e i Fronten: Ein Kampf sowohl mit batakischem Heidentum als mit dem Islam. Christsein erfordert hier ungleich mehr Mut und Selbstverleugnung noch als droben im befreiten Land. Dort beginnt Christsein Sitte zu werden, das Natürliche, das Selbstverständliche, da es Vater und Mutter auch schon waren, und das ganze Land christliche Sitten und Gesetze kennt. Hier unten weiß jeder, daß er als Christ zunächst den Haß aller Mohammedaner auf sich zieht, das heißt aber: Daß er z. B. vor dem durch die Kuriahäuptlinge besetzten Gerichtstribunal immer Aussicht hat, Unrecht zu bekommen, wenn sein Gegner ein Mohammedaner ist. Dort droben in Silindung von allen Häuptlingen nur einer überhaupt noch Heide, hier unten keiner von den Kurias ein Christ und von den gewöhnlichen Radjas nur wenige. Das Land voller Moscheen. Nur ganz selten ein dürftiges Kirchlein dazwischen. Man stolpert fast über alle die Hadjis, wie die Batak die Mekkapilger nennen. Aber ich komme auch nicht los von dem

vorerst zwar nur gefühlsmäßigen Eindruck, daß wir hier auch mit durchaus unzureichenden Kräften arbeiten.

Zunächst machen uns Beiden aber auch die Verschiedenheiten der hiesigen Mundarten Schwierigkeiten, und das Fehlen von Lehrmitteln mit Lateinschrift hindert die Arbeit sehr. Denn die alte Batakschrift wird auch hier vom Volk immer mehr abgelehnt. Sträuben wir uns dagegen, so geschieht es auf Kosten der Sprache, denn dann gewöhnen sich die Leute an das Malaisch, das überall durch mit Lateinschrift gedruckte Bücher Eingang finden würde. Einer nur gewänne wieder dabei, der Islam. Ueberall, wo malaisch gesprochen wird, folgt er der Sprache und der Schrift. Darum ist es ja auch so verheerend, daß das Malaische die Regierungssprache der Holländer ist.

Und doch im Gegensatz zu diesen Erschwerungen der Arbeit: welcher Unterschied auch wieder zwischen unserem Einzug hier und meinem ersten in Sipahutar. Wie spürt man sofort die Fürsorge einer vorhandenen Gemeinde, in deren lebendige Mitte man hineintritt.

Und darum nun den Blick voraus! Will uns bange werden vor den Schwierigkeiten des Zweifrontenkampfes hier, so soll der Geist des großen Eroberers uns mahnen: Schwierigkeiten – Herrlichkeiten!

— — —

Die Schwefelquellen von Si-Tumba liegen mitten im Wald. Dort muß ich die Kranken ansiedeln. Briefe an Pastor von Bodelschwingh sind fort.

Der Islam tritt hier fanatischer auf als in den rein malaischen Gebieten. Er weiß, gegen wen er kämpft. Wer auf den Mann des Kreuzes vertraut, wird verspottet und angespien, bestenfalls belächelt. Nobi Isa ist ein untergegangener Stern für sie, und wer zu ihm betet, allenfalls noch verwendbar als Höllenbrand, mit dem Gott die Hölle heizt. Unreines Tier dünkt den Moslem der Christ, in dessen Fußtapfen kein reiner Bekenner Mohammeds treten

darf. Heiden und Christen aber versucht der Islam goldene Brücken zu bauen, zeigt in sittlicher Beziehung ein ganz anderes Gesicht als sonst, denn er verlangt gar nichts. Im Gegenteil: „Die Malims machen uns die Religion schmackhaft," hört man immer wieder. Und dazu kommt die Machtfrage. Wer Christ wird, steht im Kampf mit allen Mächtigen. Nicht der Glaube an Mohammed, von dem die meisten nicht einmal den Namen kennen, sondern die Furcht vor den Häuptlingen missioniert für den Islam.

— — —

In Silindung mit seinen etwas über zwanzigtausend Einwohnern arbeiten jetzt sechs Missionare, zwei Pandita Batak und vierundzwanzig Lehrer. Hier in Sipirok mit seinen Filialen umfaßt knapp zehntausend Menschen, und ich bin allein mit drei Lehrern. Dabei geht die Arbeit droben viel mehr ums Ganze des Volkes, ist Christianisierung der ganzen Stämme, während man sich hier unten vorkommt wie in einem Steinbruch, wo jeder einzelne Stein losgebohrt und abgesprengt sein will.

— — —

An Medizin-Bittern haben wir seit Anbeginn keinen Mangel. Wir zählen oft Tag um Tag weit über hundert.

— — —

April 88. — Ganz vereinzelte Taufen, Uebertritte aus dem Islam. Aber ein ständiges Ringen in endlosen Auseinandersetzungen und Besuchen. Der ältere Bruder von Pandita Petrus will Christ werden. Aber er denkt noch: Alles hat seine Zeit.

August 88. — Beim Erntedankfest kamen 62 Gulden für die Mission auf Neu-Guinea zusammen. Und von jeder Familie zwei Sack Reis für den Unterhalt des Lehrers. Einer brachte dreißig Gulden für die Anstellung eines Gehilfen in der Kleinkinderschule.

Januar 89. — Nach langem Typhuslager wieder zum ersten Mal Dienst getan. Die Nerven versagen noch leicht.

Die Lehrer, die vor mir sprachen, beteten mit der Gemeinde für mich. Auch einige Aelteste. Durch die Krankheit sind wir doppelt verwachsen mit der Liebe der Gemeinde. Abends zogen meine Posaunenbläser mehrmals tönend ums Haus.

9. Februar 89. — Nun wölbt sich auch hier uns Eltern ein Kindergrab. Mariechen hat lange gekämpft und zwei Elternherzen mit. Gottes Weg führt hinauf, auch wenn es hinab geht. Sei stille, Herz . . .

Mai 89. — Noch immer will das Schreiben so schlecht, daß ich's ließ. Dazu viel Arbeit in der Gemeinde, schwere Wochenbetten und Todesfälle. Es geht ein Schauern durch die Gemeinde wie durch heimatlichen Blätterwald in Gewitterschwüle. Alle rücken einander näher. Die Abendandachten sehen immer wieder auch neue Gesichter.

29. Juni 89. — Ludwig und Gottlieb bestaunen ihren neuen kleinen Bruder Ernst. Unsere Elternherzen sind voll Dank.

9. August 89. — Samstagsabends kommen nun die Frauen, und die Männer hüten daheim die Kinder. Die Mütter haben sonst kaum Gelegenheit zum Zuhören, denn ihre Kinder wollen immer gewartet sein und beruhigt, zumal sie auch die Kleinsten der Sitte gemäß in den Gottesdienst mitbringen.

Wir müssen nun zweimal täglich Arzneien ausgeben. Um einhalb Sieben morgens und mittags um Vier läutet die Arzneiglocke. Mein Krankenhäuschen mit all dem Jammer, den es schon gesehen, und all den Worten aus des größten Arztes Schatzkammer, die es schon gehört, ist für Sipirok fast bedeutungsvoller als die Kirche. Es mögen jetzt über dreißigtausend sein, die dort Arzneien und Frohbotschaft Gottes empfingen.

Nun ist es gelungen, auch in der Gouvernementsschule einen christlichen Lehrer anzustellen. Bisher waren alle

sechs Mohammedaner und von unheilbarem Einfluß auf die Christenkinder, die in diese Schule gehen.

In Situmba hat sich Ruben als Lehrer niedergelassen und versorgt außer seiner Schule täglich die Kranken an den Schwefelquellen, denen wir nun ein erstes Obdach gebaut haben, mit Arzneimitteln. Denn nicht nur Aussätzige, sondern aller Art Hautkranke suchen dort Linderung. Sobald das zweite Häuschen fertig ist, soll Nai Mangampian dort einziehen.

11. August 89. — Unverrichteter Sache auf dem Wege zur Konferenz in Pearadja umgekehrt. In Toba sind die Altchinesen eingefallen, wieder einmal unterstützt vom Singa-Mangaradja. — Morgen ziehen die beiden ersten Jünglinge meiner Gemeinde auf das Seminar, um zu Lehrern ausgebildet zu werden. Wie die Schulen gedeihen, zumal in Padang Matinggi, ist eine wahre Freude. Julia dort macht sich als erste braune Kleinkinderlehrerin prächtig. Es ist immer ein Jubeln unter den Kleinen.

2. September 89. — Vorigen Sonntag Erntedankfest in Sipirok, heute in Padang Matinggi bei Pandita Petrus. In palmzweig- und blumengeschmückter Kirche. Nach der Predigt kam ein großer leerer Korb, und ich bat alle Mütter, ihn mit Reisklößen zu füllen. Aus dem vollen gab ich dann jedem Anwesenden einen Kloß und sagte: „Gemeinsam essen wir die Erstlinge der Ernte. Gott segne es euch allen. Gemeinsam uns allen schickt er das Wetter, gemeinsam leben wir von seiner Güte, wir wollen gemeinsam danken und dienen."

Die Moslems haben großen Betrieb. Der Baleo, ihr Oberpriester, ist da, strotzt vor Fett und Fülle. Voriges Jahr grüßte er mich noch, jetzt nicht mehr. Ein gutes Zeichen.

Ende März 90. — Gestern haben wir Nai Mangampian geholt und zu vieren nach Situmba getragen. Sie freut sich wie ein Kind. An den Quellen fand ich es

traurig. Ein Alter hat sich das Leben genommen. Ruben fand ihn in einer der heißen Quellen ertrunken. Bei unserer Ankunft floh eine Frau schreiend, faßte aber Vertrauen und weinte zum Herzbrechen. In ihrem Schoß lag ein Kind von ein paar Monaten. Hungrig. Und schrie. Ihre Brust war voller Aussatz, und zitternd wusch sie dem Kind nach dem Trinken immer wieder den Mund mit Schwefelwasser. Ihr Mann ist nach Deli geflohen. Nai Mangampian und die Frau werden zusammen wohnen. Ruben muß besser als bisher Sorge tragen für die Kranken. Das Obdach über ihren Häuptern stammt von Bodelschwinghs Fallsüchtigen, die in Bethel für Si-Tumba gesammelt.

Heute ist unser Alter, den wir voriges Jahr nackt an der Straße fanden und ins Haus nahmen, gestorben. Der Aelteste Johannes macht ihm den Sarg. Man ruft mich zum alten Si-Gadung.

Anderntags. — Ein Christensterben. Leuchtenden Auges. Und nach dem Abendmahl ein sehnsüchtiges Ausstrecken, der Unendlichkeit entgegen und dem großen Tuan. „Ulang so huida ibana!" „O, daß ich ihn sähe!" . . . „Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Juli. — Hebammendienste . . . nicht nur einmal. Gut, daß wir das gelernt haben. Auch Mohammedaner rufen mich in der Stunde der Not. Daß solch ein Segen liegt auf den Kranken, die zu mir kommen, zumal den Augenkranken, beugt mich immer zu tiefem Dank ob unverdienter Güte.

August. — In Batu-na-Dua ist großes Totenfest. Auch der Kolonialbeamte und alle Kuria nehmen daran teil. Die Christen beschließen: Nein. Die Lage ist zugespitzt. Alles wartet, ob die Gemeinde Stange hält. Mir ist nicht bange. Ich traue der Treue.

Und der Erfolg: Zum ersten Mal ein Mohammedaner in der Kirche von Sipirok. Eine schon aufgegebene Schuld

geht ein von einem ganz Verschuldeten, der mit dem Letzten mich ungemahnt bezahlt, weil ich „ihn nie gedrängt". Nun können wir an Lehrmittel für die Schulen ringsum denken. —

O schenkte uns doch der Herr ein freies Kampffeld, daß es einmal Bresche gäbe zwischen die mohammedanische Mauer der Kuriahäuptlinge und Radjas! Wie manche würden da, erlöst von ihrer Furcht, dem Herzen folgen, das sie so verbergen müssen. Die Zweige des Ambasangbaumes kennen mein Sehnen und noch Einer. Ueber Allen.

Europäer von Sidempuan sind öfters in der Kirche und im Haus. Aussprachen von Mann zu Mann offenbaren viel tiefe Not und Sehnsucht. Gott segne jedes Erwachen! Radja Si-Amas bittet um Schriften, da er wisse, daß ich für ihn bete. Er ist Mohammedaner.

Erntedankfest. Zwölf Erwachsene und zwei Christenkinder standen um den Altar geschart und empfingen die Taufe.

Als ich die Reisklöße austeile, steht unter den vielen Si-Udin der Sohn des verstorbenen Häuptlings. Mein Herz beginnt zu klopfen. Vor meinen Augen wächst der Ambasangbaum zur Höhe, der da weiß, worauf mein Herz wartet. „Sei es zum Leben!" — „I ma tutu," bekräftigen die umstehenden Christen, als Udin dankend und erfreut die Gabe nimmt.

Dann stand er vor mir im Zimmer und sagte, daß er Christ werden wolle, nicht komme, um zu sehen, sondern um zu lernen. „So sei morgen abend mit deiner Frau in der Kirche," bat ich ihn, „bisher hast du um diese Zeit Marsambajang gehalten. Nun komme zu uns." — „Olo," versprach er es.

Udin kommt mit seiner Frau. Von seiner Entscheidung hängt mehr ab, als mir zuerst gewärtig war, denn er ist ohne Frage in wenigen Jahren Kappala-Kuria und wäre

dann der erste Nichtmoslemitische. Das gäbe die Bresche in der Mauer!

Eine Woche später. — Zum ersten Mal war Udin mit seiner Frau im Morgengottesdienst. Das ist ein Bekenntnis. Ich warte auf den beginnenden Kampf. Beide stammen aus Kuriahäusern. Si-Sitti aus der Nähe. Aber über ihres Vaters Herrlichkeit, der sich ein Haus mit Marmortischen und Rohrsesseln baute, wächst heute Gras. Nicht mehr die Pferde kann man dort unterstellen. Radja Amas ist schwer krank und Udin der Nächstberechtigte für die Kuriawürde. Und das Schönste ist, daß Udin über diese Möglichkeiten seiner Zukunft nicht klar ist. Er denkt nicht an Kuriawürde. Ich aber weiß es vom Kontrolleur.

9. September. — Gegenbesuch meinerseits bei Udin. Die ganze Familie, auch seine Mutter, versammelt. Um die frohe Botschaft. Die Mutter fürchtet sich vor Radja Si-Amas, sonst käme sie auch in die Kirche. Maria holt sie darum einfach ab. Si-Amas wird schweigen.

November. — Radja Amas ist kränker. Sein Herz versucht eigene Wege. Ich habe mit ihm gebetet.

Udin bleibt fest. Der Baleo war wieder da, und Udin bat, daß wir an dem ersten Abend seiner Anwesenheit bei i h m zu Hause möchten Andacht halten und zwar mit Posaunen! Das war eine Absage vor allem Volk, und der Baleo hat sie als solche gewertet. Sonst waren die Tage voller Kampf mit Hadjis und Malims an Krankenbetten. Auch in Mohammedanerhäusern.

Udin ritt mit nach Situmba. Der dortige Radja ist übergetreten und traf mit uns an den Quellen zusammen. Die drei Häuschen waren voller Kranker. Nai wieder so weit erholt, daß sie fortgehen konnte, Holz zu sammeln. Erst später kam sie. Die Wunden sind nicht besser, nicht schlechter. Die Krankheit steht. Ihr entstelltes Angesicht glänzte vor Freude, denn sie verkündete mir, daß sie jetzt verstehe, was der Lehrer sage; sie, die Tobanesin, die Mund-

art des Ruben von Sipirok. Das Nichtverstehen war immer ihr großer Schmerz gewesen.

Und dann saßen sie alle um uns herum, die alte Mutter und das kleine Kind mit dem Körperchen voll Aussatz, die Männer mit ihren Gebrechen und Geschwüren, noch zwei andere Frauen und ein Chinese. Dazu Udin und die beiden Lehrer von Situmba, der Radja und zwei Aelteste. Eine kleine Gemeinde. Aber eine Gemeinde unter dem tiefen Eindruck traurigster Not inmitten einer schönheitlachenden Welt, vereint eine Stunde zu Füßen des großen Arztes. „Kommt her zu mir, die ihr mühselig seid und beladen." Unterdessen kamen noch neue hinzu. Eine Frau mit zwei kleinen Kindern, eins davon ein fremdes, das sie behalten will, weil dessen Mutter gestorben ist, beide aber über und über von Krätze befallen. Auch die Eltern Jammerbilder der Verwüstung. Schließlich saßen wir zu sechsundvierzig um die Quellen, die mit ihrer fahlen gelben Umgebung wie große Eiterbeulen im Gelände liegen. Leichter Dampf zieht über ihnen hoch, und das Wasser brodelt unter leisem Gurgeln in Abständen empor. Udins Augen schimmerten feucht, als wir zu Pferde stiegen. Solche Not greift ans Herz, und das Erbarmen wächst über einem hinaus. —

— — —

Ungewöhnlich heftige Erdstöße. Aber unsere Häuser haben keinen Schaden gelitten.

— — —

Januar. — Schon wieder war ich an den Schwefelquellen. Die Nai hat nach mir geschickt. Selten sah ich einen Menschen so jubeln und sich freuen. Ihre verschollene Schwester Sindang ist wiedergefunden. Ein Kranker hat vor Wochen die Nai gefragt, ob sie jemand kenne, der Sindang heiße. Da fing sie an zu zittern.

„O, ich hatte eine Schwester, die wurde für einen Büffel nach Angkola verkauft, als ich bei Nigumasang Sklavin

war in Sigotom, sage doch diesem Mädchen, daß sie einmal herkommt und ich sie sehe . . ."

Und Si-Sindang war gekommen. Freude und Schrecken liefen über der Geschwister Züge, als sie einander umarmten.

Denn auch Sindang war voller Aussatz.

Schwerer sogar als Nai. Als blühende Menschen einst getrennt, als siehe hilfsbedürftige Kranke wieder zusammengeführt! Und so sah auch ich die Sindang. Sie ist zarter als Nai und hat noch nichts gehört von dem großen Arzt, von dem ihr Nai nun glückstrahlend erzählt, und nichts von all dem Schönen, mit dem wir Menschen uns die andere Wirklichkeit Gottes ausdeuten. Wenn's so die Kinder tun und die Aermsten, wird Gott selbst sein Gefallen daran haben. Ich schaue im innersten Herzen bewegt der Schwestern Glück und Not. Nai begehrt die Taufe, aber sie will warten, bis Sindang mit ihr getauft werden kann. Sie haben sich so schön eingelebt. Ein Gärtchen urbar gemacht, Hühner aufgezogen und ein Apfelsinenbäumchen gepflanzt.

— — —

Djaguru, im Haus des Mangaradja-Sipirok, ist der einzige Christ unter seiner fanatischen Verwandtschaft. Nun kann er nicht mehr in die Kirche. Darum haben wir Gottesdienst bei ihm gehalten. Unter den Giftblicken der Hadjis und braunen Moslems. Nun ist er gestorben. Bis zum Ende treu, obwohl die Malims ihm noch im Todeskrampf den Griffel führen wollten, daß er schreibe: „Laïla il Allah!" In meinen Armen ist er zuletzt verschieden. Mein Pandita Petrus hat am Grabe gesprochen. Mit einer Kraft, wie ich sie noch nie bei einem Batak gehört.

— — —

Das Jahr geht mit viel Krankheit aus. In den letzten zehn Tagen hatten wir 1851 Arznei-Bitter.

— — —

Die Lücke eines Jahres klafft zwischen meinen Blättern, wenn ich heute weiter schreibe. Es gibt Führungen, unter denen es einem nicht zum Schreiben ist. Auch in unseren Herzen klafft eine neue Lücke. Das kleinste unserer Kinder, das liebe Lenchen, nahm uns Gott nach acht Monaten wieder. An Kreuz und Arbeit, Nahrung und Kleidung hat's das Jahr über nicht gefehlt. Dies muß genug sein. Und nun sind es heute fünf Jahre, daß wir hier einzogen. Aus den drei Lehrern in meiner Gemeinde sind zehn geworden. Außerdem nun an der Gouvernementsschule sechs christliche Lehrer neben zwei islamitischen. Früher waren alle nur Moslems. Der Einfluß der veränderten Lage ist zu spüren. Ueberall regt sich neuer Mut und neue Zuversicht. Wir bauen hier und in mehreren Filialen Schulen und Kirchen. Der Kirchbau hier verhalf der Gemeinde zu großem inneren Zusammenhalt. Was Gemeinschaft ist in Arbeiten und Beten, zeigte sich einmal wieder vor aller Augen.

— — —

Die Lücken im Bericht wachsen. Arbeit überhäuft mich so, daß keine Zeit zum Schreiben bleibt. Der Bohrer arbeitet ohne Unterlaß, um Stein um Stein herauszubrechen aus der Mauer des Islam. Seit die Hadjis und Malims merken, daß ich mich je länger je mehr um die Einzelnen ganz persönlich bemühe, werden sie bedenklich und scheuen offenen Kampf. Aber desto weniger den im Dunkeln. Ein Versuch neulich, mich mit einer vergifteten Zigarette zu erledigen, ist mißlungen. Gelegen habe ich aber doch danach.

Für die vielen Christen aus dem Norden, die handeltreibend durchziehen, ist jetzt eine Herberge zur Heimat aufgetan.

— — —

Krankſein bannt mich oft an das Lager. Es will nicht

mehr alles so wie früher. Die Bohrerarbeit im Steinbruch nutzt auch den Bohrer ab. Und erst meine liebe Maria! Wie manches Mal stand ich mit meinen Jungen an ihrem Bett, und wir dachten ans Scheidenmüssen. Doch noch schenkte uns der Herr eine Zeit um die andere.

Die Tiger hausen böse in der Gegend. Allein zu reisen, ist gefährlich geworden. Und doch heißt es tagaus tagein unterwegs sein. In der Neujahrsnacht vor acht Tagen ein fürchterlicher Nachtritt durch Urwald und Schluchten nach Simangumban, wo die Frau des lieben Bruders ihr erstes Kindlein erwartete; zwei treue Begleiter mir zur Seite. Und über uns ein g a n z getreuer!

— — —

Die Zahl der Christen am Ort tastet an das erste Tausend.

Und in der Gemeinde, deren Seelenzahl Jahr für Jahr langsam wächst, nimmt die innere Geschlossenheit und das Gemeindebewußtsein zu. Rückfälle stärken oft die Andern. Ist hier auch kein christianisiertes Volk wie droben im Norden, so wird doch auch hier der Zusammenschluß dichter und fruchtbarer, trotz der mannigfachen Veränderungen durch den Wegzug oft ganzer Familien. Seit Jahren ist mir die tägliche Morgenstunde mit den unverheirateten Mädchen der Gemeinde der liebste Dienst. So viel Freudigkeit, Opferwilligkeit und Frische stecken an. Gut, denn das Herz schlägt manchmal matter. Ja, wenn nicht der große Lebenswecker wäre, der uns durch Menschen des Alltags, durch Menschen in Not und Menschen in Treue oder auf dem Weg seiner unsichtbaren Zauberfäden neuen Mut und Zuversicht ins Herz leitet! Alles Arbeiten und Mühen wird doch schließlich zum Danken, alle Niederlage zum Vorwärtswollen.

— — —

Tage des Abschieds werden kommen. Die Arbeit in den Gemeinden wird ein letztes Zurüsten. Vor uns liegt die

erste Heimreise nach Europa mit allen Kindern, die es dann heißt dortlassen, wenn wir wiederkehren. Noch nicht dran denken .... Das Weh kommt früh genug! Ob wir jemals wieder hierher zurückkehren, ist mehr als fraglich. Als Stationsleiter sicher nicht mehr. Irgendwohin an andere Front wird der Ruf ergehen.

Die Kämpfer wechseln. Die Fronten bleiben. Auch unsere hier. Und erbittert, wie immer, der Zweifrontenkampf. Aber wir stehen jetzt im Angriff. Und nichts tut so sehr not für diesen Teil der Front als Lehrer und Pandita, die hier groß geworden sind, die Eigenheiten des Geländes und alle Schliche des Islam kennen. Das Herz wird mir warm, wenn ich an diese Zukunft Sipiroks denke. Denn nun marschieren wir, die kleine Diasporagemeinde, nach der größten Pearadja an der Spitze aller batakschen Gemeinden, was die Zahl der jungen Männer angeht, die als Lehrer und Pandita in Sipoholon ausgebildet werden. Ein künftiger Stoßtrupp für den Zweifrontenkampf im Gebiet von Sipirok ...

— — —

Situmba rief noch einmal. Auch die Kinder durften mit zu den Quellen. Auch Pandita Johannes. Und die Nai kam geschritten mit ihrer Schwester, Hand in Hand beide, warteten in dem warmen Waldbach in der Nähe der Quellen. Vom andern Ufer schauten die Kinder zu. Johannes reichte mir die Schale einer Kokusnuß. Auf schweren Steinen stand ich inmitten des Baches über den zwei aussätzigen Schwestern. Worte klangen zwischen uns, Gebet und Christenbekenntnis. Und ich nahm die Schale, schöpfte vom Wasser des Baches und taufte Nai und Sindang. Was da durchs Herz zog, versagt sich der Feder. Ueber der Mädchen entstellten Gesichtern lag ein Glanz von Glück und ein Wissen um das Reich, wo kein Leid mehr sein wird und kein Geschrei . . .

So ward der Bach uns zum Becken, die ragenden Aeste des hohen Urwalds zum Dom und das Murmeln der Wellen und das Harfen des Windes in den hohen Kronen zu Häupten zum leisen Orgelton . . . Gottes Einsamkeit . . . eine heilige Stätte."

3.

Wo das Tagebuch, das immer mehr zu Jahreserinnerungen wird, nach zweijährigem Heimaturlaub wieder beginnt, trägt es als Ortsbezeichnung den Namen einer der ältesten Stationen im Tal Silindung:

„Simorangkir, Ende Juli 1898.

Am 12. Juli sind wir hier eingezogen, zwei Tage vorher von der Jugend singend nahe Siboga bereits abgeholt. Den neuen Anfang geleite Gottes Segen! Wie ihn, uns so wohltuend spürbar, bereits die Liebe der Gemeinde begleitet hat!

Kurze Wochen war ich vor siebzehn Jahren schon einmal hier, um den Gründer der Station, Bruder Simoneit, zu vertreten, als er an den Tobasee geeilt, um dort den Brüdern beizustehen, denen Leute von Laguboti ihre Häuser angezündet. So kennt mich noch mancher hier. Und nun sitze ich wieder und schaue hinaus ins Tal Silindung. Wie einst kommen die Frauen im Gänsemarsch vom Markt in Huta-Barat, die Kinder springen in den leeren Reisfeldern herum, Horbos wälzen sich in den Sawas und strotzen nach ihrem Stampfen und Springen über und über von Schlamm. Weithin glänzt das Tal, aus dessen gelben abgeernteten Feldern sich wie grüne Inseln die Bambusdickichte der vielen Dörfer heben. Sechsunddreißig allein zähle ich von meinem Platz aus, große und kleine. Fernher leuchtet die weiße Wand der Kirche von Pearadja. Auch ihren Turm kann ich erkennen. Auf den Feldern brennen die Reisstrohfeuer. Alles wie einst.

Und wie hat sich doch das Bild der Gemeinde verändert! Aus dem umkämpften Tal ist wirklich ein Tal des Friedens geworden. In den Dörfern wohnt ein junges Christenvolk, mit allen Schlacken wohl, aber auch mit allem echten Frömmigkeitsernst, wie sie christianisierte Völker aufweisen. Befreites Land ist aus dem Hochtal geworden, die Kampffront längst weiter geschritten. Aber ich weiß, daß Freiheit etwas ist, was ständig neu erkämpft sein will. Auch das befreite Land ist und bleibt immer — wo es sei auf der Erde —, Kampfgebiet. Alles Leben ist Kampf. Aber der Charakter des Kampfes ändert sich mit errungener Freiheit und werdender Reife.

Am ersten Februar-Sonntag 1899. — Die Morgenglocke um halb sechs läutete einen wirklichen Sonntag ein. Gegen sieben Uhr klangen die ersten Lieder der Arzneibitter, mit denen einer meiner Lehrer die Morgenandacht hielt. Ein halb hundert Leute mindestens. Zuerst kam an die Reihe ein verbranntes Kind, mancherlei Augenkranke, darunter eine vorige Woche am Star operierte Frau, Fieberkranke, Wassersüchtige und Frauen mit Unterleibsleiden. Das Kirchläuten begann. Draußen lagerten bereits die Kirchgänger unter den Bäumen. Festlich gekleidet erschienen die Kinder. Schnell umgezogen und dann zum Gottesdienst! Zwischen hinein kommt noch jemand mit frischen Brandwunden, und ich muß Leinöl geben. Das Harmonium begleitet den kräftigen Gemeindegesang: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig." Einer der Aeltesten erzählt aus der Nacht des Verrats. Die Schüler sagen in Frage und Antwort das erste Hauptstück auf, ein Häuptling, als Mund der Gemeinde, das Glaubensbekenntnis, und die Jungfrauen singen: „Es ist noch eine Ruh vorhanden." Nach der Predigt die Gemeinde: „O Welt, sieh hier dein Leben." — — Aelteste von den Filialen berichten mir über besondere Vorkommnisse. Arbeit genug für die nächste Woche bedingen ihre Worte.

Nach dem sehr gut besuchten Nachmittagsgottesdienst waren noch sechzig Arzneibitter da. Nun wird es Abend. Ueberm Schreiben steht mir der Schweiß auf der Stirn und in Perlen auf den Fingern. Sonnentage! —

— — —

In den entfernten Filialen brodelt der Kampf wieder lebhafter. Mohammedaner suchten von Osten Eingang in die Gemeinden. Der Widerstand ist Zeuge, daß Leben da ist. Doch sind dies nicht die schwersten Kämpfe, die kennt nur das Herz, nicht auch die Feder. Aber sie sind es, die manche Nächte schlaflos sein lassen. Wo Licht ist, ist Schatten.

— — —

Die alte Sitte des Steinwerfens auf den leeren Feldern am Sonntag, was selten unblutig verlief, habe ich gebrochen durch besonders ausgebaute Nachmittagsgottesdienste, in denen oft vier- bis sechshundert Leute sitzen. Hier sowohl, wie im großen Filial Huta Galung, wo die neue Kirche unter Dach ist.

In Gottesdiensten, an christlichen Festen und in Bibelstunden wie auch Konfirmandenunterricht nimmt das Gemeindeleben immer mehr heimatlichen Charakter an. Der Konfirmandenunterricht hat sich am spätesten eingebürgert. Aber er ist nötig, seit die Kindertaufe die Regel ist. Unkonfirmierte werden nicht getraut. —

Die batakschen Lehrer verstehen recht volkstümlich zu reden. Manchen wird das zur Gefahr. Wo wäre es nicht so? Daß dem Volkscharakter entsprechend der Pulsschlag des kirchlichen Lebens stark wechselt, damit lernt man rechnen. Alles Leben geht in Wellenlinien.

— — —

Das Meiste ist noch unter den Frauen zu tun. Seit jeher an die Arbeit festgebunden, ständig mit Reisstampfen, Weben, Töpfereiarbeiten, Flechten und auf den Feldern mit Jäten beschäftigt, kamen wenige der Mädchen zum

Unterricht. Auch die Männer hielten es lange für überflüssig, daß die Frauen etwas mehr konnten als das, was die Gewohnheit von früher mit sich brachte. Daher ist die Männerwelt ungleich weiter in Erkenntnis und auch innerer Selbständigkeit. Unsere Missionsfrauen tun, was sie können. Wir sollten aber doch auch noch Diakonissen haben im befreiten Land.

— — —

Jeden letzten Sonntag im Monat geht es hinaus nach Huta Galung. Sonst versorgt der Lehrer Joseph das neunhundert Seelen zählende Filial, und nach einer starken innerlichen Erschütterung versorgt er es gut. Wenn ich dort bin, allmonatlich, taufe ich die neugeborenen Kinder. In den nur sehr sorgfältig und zurückhaltend gegebenen Taufunterricht Erwachsener teile ich mich mit den Lehrern. Aufnahme in den Taufunterricht durch Handschlag im Angesicht der Gemeinde. Nach seiner Beendigung eine Prüfung vor der Gemeinde, ehe die feierliche Taufe erfolgt. Bisher wählten die Täuflinge sich fast nur biblische Namen. Nun scheint sich eine sinnige Aenderung anzubahnen: Inhaltreiche Namen, die Glauben, Treue, Liebe, Stärke, Festigkeit, Standhaftigkeit und Aehnliches bedeuten, bürgern sich in batakscher Form ein. Ich freue mich dessen, denn Namen sollen immer wirklich aus dem völkischen Gut erwachsen, nicht von irgendwoher aufgepfropft werden. Daß die äußerlichen Sitten volkstümlich bleiben, ist sehr von Wert. Es gibt zwar hier und da läppische Stutzer, die zu Affen Europas werden. Aber das Volk bleibt in Tracht und Benehmen echt. Stühle bürgern sich nicht ein und die Trachten halten sich.

Josephs Tagesschule mit sechzig Schülern gedeiht gut. Auch die Reihe seiner Abendandachten.

— — —

Ganz plötzlich flammt hier und dort, meist wiederum in den Außendörfern, Besessenheit auf. So gut es geht, helfe

ich auch mit beruhigenden Nervenmitteln. Aber Fälle, wo sie versagen vor den seelischen Rätseln, für die das Wort Dämonie die einzige Erklärung bietet, sind nicht selten. So müssen Kraft, Wille und Gebet eingesetzt werden in diesem Kampf auf der eigenartigsten Front.

Die Geburtstage der zwei im fernen Deutschland zurückgelassenen Jungen sind immer Tage der Wehmut für Elternherzen. Und Tage der Vertrauensprobe zugleich.

— — —

Jahrhundertwende . . . . . Zeit, Arbeit und Gottvertrauen sind darin eins: Daß es für sie nur ein Vorwärts geben soll. Vorwärts, weil aufwärts!

— — —

Ama-ni-pangulu, der mir vor zwanzig Jahren fanatisch entgegentrat und sich als mohammedanischer Medizinmann ausgab, hat Christ werden wollen. Als ich ihm aber nicht versprechen konnte, daß er auch Häuptling würde, ist er wieder zum Islam hinübergewechselt. Ueber manche Schicksale könnte man ein ganzes Buch schreiben.

Wie tief dankbar bin ich über die gelungene Staroperation. Beim letzten Gang in eins der Außendörfer kam mir die jüngst operierte Alte eine weite Strecke Wegs jubelnd entgegen. Sechs Wochen war sie bei mir in Behandlung. Und dann die Freude, als sie zum ersten Mal ihr Enkelkind sah: „O, so siehst du aus?!" . . . Und so der großgewordene, männlich-starke Sohn?! Sie schluchzte vor Freude in Erinnerung an diese Stunde.

— — —

Eine Diakonissin als Hilfe! Welcher Segen für die Arbeit an Frauen und Mädchen. Viele sind es jetzt, die, bereits erwachsen, zur Konfirmandenstunde kommen. Und die wissen, was sie wollen.

— — —

Wieviel öfter doch die Gedanken ins ferne Vaterland reisen, seit die Kinder dort sind. Wie ein ständiges Bangen

und Bitten geht es oft mit einem einher im Gedanken an sie, die dort, obwohl von Liebe umhegt, doch vater- und mutterlos aufwachsen. Gerade in den entscheidenden Jahren. Auch dies ist ein Kreuz und nicht das kleinste, das dem zu tragen aufgelegt ist, der im Kampf um die Welt in weltweiter Ferne seinen Posten hat.

— — —

Wie geht das Herz in Sprüngen bei jeder Nachricht von der Nordfront, die von weiterem Vordringen und neuer Arbeit in die Tiefe redet. Nun soll eine Industrieschule aufgetan werden. Daß sie da nur den rechten Mann finden! Alles, so zu sagen, soll er allerdings können. Im Rundbrief stand, was der Ephorus darüber nach Barmen geschrieben: „In der Goldschmiedekunst und in der Zahntechnik soll er bewandert sein und die Zimmerei, Schreinerei, Drechslerei, Schmiedekunst gründlich verstehen; wie Posaunen gemacht, Steine und Ziegel gebacken, Uhren hergestellt und repariert werden, besonders Kirchenuhren, das muß er wissen. Auch Mühlenbau für Wasser- und Windbetrieb zum Reisschälen muß er sich gründlich ansehen, damit das leidige Reisstampfen aufhört und die armen Frauen im Lande Erleichterung bekommen, daß sie nicht immer morgens um 3 Uhr aufstehen müssen. Er muß auch zum Tierarzt, er muß sich beim Schlächter die Art und Weise des Schlachtens ansehen, damit die Tierquälerei aufhört. Ueber Schiffsbau mit Hinterschaufelrädern muß er Bescheid wissen. Er muß in die Druckerei, um die Maschinen gründlich kennen zu lernen. Denn wir müssen mit der Zeit eine batakſche Zeitung herausgeben, sonst werden wir von mohammedanischen nichtsnutzigen Dingen überflutet."

— — —

Die Frage der Aeltesten kann nicht leicht überschätzt werden. Ihr Wort hat oft mehr angeborene völkische Weisheit in sich als das unsere. Und manche Schwierigkeit löst sich unter ihren Händen wie von selber. Die Ver-

tiefungsstunden mit dem Kreis der Aeltesten sind besondere Brennpunkte der Arbeit. Und oft ist es doch dasselbe Leid, wie mit den Kirchenvorstehern und Presbytern in der Heimat; das Amt eine „Ehre", der mancher ohne Mühe und Arbeit und innere Einstellung wert zu sein sich dünkt.

— — —

Bruder Nommensens Sohn ist grausam ermordet. Von Chinesen. Auf einer Plantage bei Sibolga. Welch Vaterleid! Und doch ist der fast Siebzigjährige hin ins Gefängnis zu den Mördern. Im Dienst des großen Eroberers.

— — —

Sonntag nach Pfingsten den neuen Konfirmandenunterricht begonnen. Mit neunzig Kindern. Ein ganz anderer Schlag als bisher. Fast die Hälfte aus Huta-Galung, meinem besten Filial. Ich unterrichte nachmittags mit beginnender Kühle. Morgens die Lehrer, zumal technische Dinge.

Unsre Erfahrung erlaubt uns nicht, von den Begus als von einer bloß eingebildeten Wirklichkeit zu reden. Aber sie bedeuten eine ohnmächtige Wirklichkeit, sobald der Befreier dazwischentritt. Verbundenheit mit Gott wirkt Freiheit von allen Kreaturen, auch denen anderer Ebenen, als der unsrigen.

— — —

Die Cholera ist im Tal. Kopf oben behalten!

Wochen später. — Sie frißt Opfer um Opfer. Alter Aberglaube und Geistererscheinungen spuken in manchen Köpfen. Die Mehrzahl hält sich gut in der Not. Mit eiserner Strenge achte ich darauf, daß die Toten tief beerdigt und nicht nur, wie man es gar zu gern macht, so weit eingesenkt werden, daß der Sarg gerade mit Erde bedeckt ist.

Hier und dort regt sich wieder altes Heidentum. Giftpülverchen über der Tür sollen die Krankheit abhalten, ins

Haus zu kommen. Getrommel mit Töpfen und Blechen als Schreckmittel! Heimliche Versuche der Zauberei. Wie daheim so mancher Rest von alter Zauberei und Besprechungen sich über zwei Jahrtausende erhalten hat, so erst recht hier bei uns. Unsichere Kantonisten gibt es immer. Leute, die, früher Datus, ihre Zauberbücher und Stäbe seinerzeit sicher versteckten, gehen nun wieder mit den alten Geschichten hausieren. Wer nicht ganz fest gewurzelt ist im neuen Glauben, steht zu kritischen Zeiten immer in Gefahr, zurückzufallen in die alten, noch erinnerungslebendigen Gewohnheiten der Väter. Aber auch ohne starkes Auftreten meinerseits sind die Gemeinden Herr geworden über die Krise. Der Radja eines Außendorfes handelt vorbildlich selbständig, hält eine Gebetsstunde ab und ermahnt, sich nicht von längst als ohnmächtig erkannten Dingen die Augen blenden zu lassen, sondern sich gleich an den richtigen Vater zu wenden. Auch unterstützt er kräftig alle Warnungen, die wir erlassen: vor Schweinefleisch essen, Genuß unreifer Früchte, Trinken ungekochten Wassers usw.

Unser Haus ist noch verschont, aber es macht mir Sorge, daß die Toten nun neben der Station auf dem alten Friedhof beerdigt werden, da der neue überfüllt ist.

— — —

Gottlob, die Seuche ist im Abflauen. Es war mir aufgefallen, daß die Dörfer am meisten befallen schienen, in denen und um die mehr als sonst stehendes Wasser sich befand, zumal in den Dunglöchern. Darauf gab ich Befehl, die Schleusen des Situmandi alle zu öffnen. Er liegt höher als die Felder und Dörfer. Das frische Wasser nahm die Brackwässer mit fort. Und fast mit demselben Tage war die Kraft der Krankheit gebrochen.

— — —

Die stundenweiten Wege zu den vielen kleinen Außendörflein kosten reichlich Kraft. Tagelang bin ich ständig

im Sattel. In Harean, wo die Mehrzahl noch zwischen Tür und Angel stand, hat die Cholera einen Zusammenschluß gebracht, sodaß wir das Dorf als selbständiges Filial mit einem Lehrer besetzen können. Wieder ein Schritt weiter in den Außenwerken! Elberfeld will mir ein Glöcklein schenken für das neue Kirchlein dort. Es ist sonst ganz aus eigenen Mitteln erbaut.

In Huta Galung hält jetzt Schwester Amalie alle vierzehn Tage Jugendgottesdienst. Dort stockt das Leben etwas. Die meisten Männer gehen in die Padang Bolack, um Kampfer zu sammeln und Damarharz, und sind Monate fort in den Wäldern. Darunter leidet natürlich das Leben der Gemeinde. Dort im Nordosten von Sipirok soll aber nun bald eine neue Station geschaffen werden. Gott walt's! In finanzieller Hinsicht ist Huta Galung aber vorbildlich. Mehr als die Muttergemeinde. Ueberhaupt: ein starker Eigenwille dort. Der Kongsi-Batak haben sie sich nicht, wie die übrigen Gemeinden, angeschlossen. Wollten selbstverständlich auch eine Missionsgesellschaft, aber nur unter rein batakischer Leitung. Der Gedanke ist auch unser Ziel: Missionierung nicht nur der Bataklande, sondern ganz Indonesiens durch Indonesier. Aber noch ist die Zeit nicht da, wo das ohne jede europäische Leitung möglich ist. Dazu gehören Reife und Erfahrung von mehr als zwei kurzen Menschenaltern. Jeder Wille in dieser Richtung, der aus dem Volk heraus entsteht, ist aber doch eine frohe Zukunftshoffnung.

— — —

Die äußersten Randgemeinden im Osten, nach der Steppe zu, sitzen noch am tiefsten im Heidentum. Durch unsere eingeborenen Helfer wird der Kampf aber nachdrücklich und erfolgreich geführt. Ich habe mehr Freude als Enttäuschung.

— — —

Das Haus ist voller Gäste, die mit mir von der Jahres-

konferenz in Laguboti zurückkehrten und weiter in den Süden zu ihren Stationen wollen.

Welche Kraftspeicher sind doch unsere alljährlichen Tagungen! Rechenschaft nach rückwärts und Ausschauen nach vorwärts. Wie ein Stahlbad mitten in der ermüdenden Arbeit des Amtes! Und zumal für uns im befreiten Land mit seinem nicht mehr offenen, aber unter der Oberfläche fortdauernden Ringen, wie erquickend und stärkend: wenn man wieder einmal den heißen freudigen ungebeugten Atem der Front spürt. Bruder Nommensens Greisengestalt in jugendlicher Spannkraft steht vor meinen Augen, wie er den neuen Vormarsch uns umriß: den See entlang vorwärts in die Karolande und das Rajagebiet; Purba, Timur-Pakpak, durch erste Erkundungen eingeborener Helfer erschlossen, warten darauf, erobert zu werden. Wohl gibt es Bedenken des Herzens, das vor zu schnellem Vorgehen warnt, weil unter der allzu breiten Oberfläche die Tiefe leidet. Aber es gilt, dem Islam zuvorzukommen.

Er läßt die Menschen, wie sie sind, kein Wille wird neu, kein Dienst des großen Debata entsteht. Den Wust seiner Formen und Dogmen versteht kein Batak. Sie gehen von einer Finsternis in die andere, und die Unfreiheit bleibt. Darum drängt der Kampf! Aber nicht wir „können es machen". Alles ist auf Führervertrauen gestellt, Vertrauen zu dem, der im eigentlichen Sinn ja doch selbst die Herzen erobern muß und überall in die Tiefe wirkt, wo wir die Oberfläche bereiten. So waren wir alle eins: Vorwärts! soll's heißen, . . . „Tole!"

Aber Männer brauchen wir! Wie doch der Ephorus so eindringlich ernst in seinem Schreiben an den Heimatstab die Charaktere zeichnete, die die Arbeit verlangt: „Es müssen die tüchtigsten Leute sein, die wir haben. Keine heißblütigen cholerischen Naturen, sondern langmütige, freundliche, aufopferungsfähige, liebevolle Männer; auch keine Sanguiniker, die den einen Augenblick himmelhoch

jauchzen und dann gleich über kleinste Widerwärtigkeiten im Leben stolpern. Leute vielmehr, die mit Gott als der unbedingten Wirklichkeit rechnen wie mit Zahlen und sich am Anfang des Kampfes schon des Sieges freuen. Wählen Sie für uns Brüder aus, die vor keinen Strapazen zurückschrecken und mit ihrem Gott auch über Mauern springen. Augenblicksmenschen sind wenig brauchbar. So recht zähe Deutsche, wenn auch nicht allseitig begabt, die aber unseren Herrn über alles lieben, sind für hier die brauchbarsten. Behäbige, Bequeme, Pedantische und Nervöse hätten wir lieber nicht. Wenn Sie junge, begabte, gesunde, gläubige, ein bißchen ängstlich gewissenhafte, aber mit Energie und langmütiger Geduld, mit inniger Liebe zum Herrn, zu den Brüdern und zu allen Umkämpften ausgerüstete Brüder haben, die schicken Sie uns."

Wie wahr und zugleich wie beschämend. Denn unser Keiner kommt drum herum, sich selbst zu messen an dem, was hier gefordert wird von jedem Offizier im Kampf um die Welt.

„Ach ja, Nommensen! Was uns der früher bedeutet! Auch mir persönlich. Von jenen Tagen des Anfangs an, wo er mich einmal plötzlich von hinten her unterkriegt, hoch in die Luft hob und so ganz in ursprünglichem Fühlen sagte: „Schau, so lieb habe ich dich." –

Die Arbeit im ganzen Land steht unter dem Zeichen: Vorwärts! Hier und dort mit großen Schritten. Drunten im alten Sipirok mit den üblichen kleinen. Wer es kennt, wie ich, weiß auch den kleinsten zu werten.

– – –

Mit den alten Männern habe ich jetzt eine besondere Stunde eingerichtet, wo wir im gemeinsamen Austausch die Tiefe suchen, die uns allen nottut. Fragen und Antworten regen sich lebendig im Kreis. Es kommen oft an hundert Männer.

Der Schulbesuch ist überall gut. Wir können immer

wieder besonders tüchtige Einzelne weiterbilden, sodaß sie ins Seminar aufgenommen werden können. Viele wollen jetzt auch holländisch lernen. Eine Kolonialschule wird geplant, aber noch ist nicht heraus, wo.

Unter den Jüngeren, die jetzt in die Schule kommen mit ihren sechs Jahren, ist doch schon eine besondere Erziehung von zu Hause spürbar. Seither fehlte sie völlig. Das batakische Heidentum kennt gar keine, da sich die Eltern weislich hüteten, ihre Kinder durch Erziehung irgendwelcher Art zu verärgern. Der Tondi des Kindes hätte sich schwer rächen und das Kind dem Tod überliefern können. Jetzt haben die Kinder gehorchen gelernt. Jetzt sind aber auch die Eltern da, denen zu gehorchen inneren Wert hat. Was tut nicht das Beispiel dieser besten Christenhäuser und Christeneltern! Und ich weiß, alle blicken sie ständig auf das Vorbild, das wir Missionseltern geben.

Ja, und nun müssen auch die beiden nächsten Jungen schon im kommenden Frühjahr fort nach Deutschland! . . .

— — —

Telegramm von Barmen ist gekommen. E i n Wort nur als Antwort auf die Bitten unserer Konferenz, aber ein Wort in gleichem Geist: „Tole!" —

— — —

Wie oft habe ich, sowohl im Aeltestenrat als in der Altenstunde und im Konfirmandenunterricht, der ja von schon teilweise erwachsenen Jungen und Mädchen besucht wird, gerade jetzt Gelegenheit, die Linie von der Ueberlieferung von einst zur Sitte von jetzt zu ziehen. So manches ist einfach eine Frage der Erziehung, z. B. die nun fast gänzlich abgeschaffte fürchterliche Totenklage. Es geht voll heiliger Ruhe her beim Sterben der Besten und nach dem Sterben. Ich komme ja nur in den wenigsten Fällen bei der weit verstreuten Lage der Außendörfer selber mit, aber die Evangelisten und Lehrer wissen mit ihren Posaunen, Liedern und Worten den Toten zu geben, was der

Toten ist, und Gott zugleich, was Gottes ist, des Lebendigen. Das offene Grab ist die Kanzel der Ewigkeit.

Mit der Verchristlichung der Heiratszeremonie hat es länger gedauert. Denn hier spielen auch zuweilen rechtliche Fragen stark mit hinein. Aber wie die Adat langsam umgebildet ist in christlichem Geist, so auch Verlobung und Heirat. Die Kinderverlobungen haben ganz aufgehört. Wer im Anfang mehr als eine Frau mitbrachte, brauchte sie nicht zu verstoßen. Heute sind diese Alten fast ausgestorben. Die Einehe wird streng durchgeführt. Selbstverständlich gibt es für die Gesamthaltung eines Volkes nur ein langsames Ansteigen zu den Hochzielen christlicher Eheführung. Kein Wunder, daß es da noch oft hapert, zumal doch in gleicher Frage die europäische Heimat so erschütternd versagt und oft nur vor Schutt und Bruch steht.

— — —

Die Leistungen von Muttergemeinde und Außendörfern für den Unterhalt der Lehrer und für die eigenen Gemeindebedürfnisse werden immer besser. Wir kommen nah an finanzielle Selbständigkeit heran. Daneben brauche und erhalte ich Vieles für meine Blinden und Waisen, für Innere und Aeußere Mission.

— — —

Sonntagabend. — Der Tag hat müde gemacht. Erntedankfest; Abendmahl. Mit allen immer vorhergehenden Sühneverhandlungen. Denn wir machen Ernst mit der Forderung, daß keiner Abendmahl feiert, ohne sich mit seinen Widersachern zu versöhnen. So wird's jedes Mal ein wirkliches Fest vor dem Einen und der Gemeinschaft untereinander. Still und feierlich. Die Kinder, die sonst immer mitkommen und oft stören, fehlen. Brennpunkte des Gemeindebewußtseins sind diese Feiern..

Und nun feiert die Nacht. Keine Stille wie daheim. Indische Nacht kennt keine Stille. Die Cikaden zirpen, Frösche lärmen in Schlamm und Gras, es bleibt eine Unruhe unter dem Tropenhimmel Sumatras bis tief, tief

in die Nächte. Nebenan schlafen die Meinen schon. Maria krank. Wie oft nicht in letzter Zeit! Ihre Zartheit wird der Verpflichtungen als Stationsmutter nur mühsam Herr. Noch weisen wir den Gedanken an erneuten Urlaub zurück. Der Herr weiß, was werden wird.

Es ist spät geworden und geht auf Zwei. Nun ist's daheim abend und Bettgehenszeit. O, könnte ich euch doch einmal wieder die Hände aufs Haupt legen, Ludwig und Gottlieb, ihr Fernen!

Ach, ihr vielen Eltern daheim! Wenn ihr euren Kindern des Abends segnend die Hände auflegt und sie dem großen Kinderfreund anbefehlt, gedenkt auch eurer Brüder, die draußen im Kampf stehen, und ihrer Kinder, die, geschieden vom Elternherzen, solche Augenblicke entbehren müssen! Und befehlt auch sie gleicherweise mit den Eurigen dem großen Vater über alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden!

— — —

Tage tiefer Freude. Es kommen Männer der Gemeinde und können nicht anders als fragen: „Tuan, hilf, was muß ich tun, daß ich wirklich Christ werde? Und dann bricht es heraus. Bekenntnisse formt der Mund, die nur schwer über die Lippen wollen. Diebstahl zumeist, der das Gewissen nicht zur Ruhe kommen läßt. Ein anderer war im Bordell in Siboga, während seine Frau krank lag, nun kommt er nicht darüber hinweg. Untaten, ja Mord, aus längst vergangenen Zeiten, aber eben ungesühnte Sünden doch, werden zu mächtig und drängen hin in die Nähe des großen Erbarmers. Es ist Hochzeit des Gewissens. Doppelt bedeutsam hier! Wenn so der Fatalismus: „Ich bin, wie ich bin, Gott hätte mich besser machen sollen," unwiderstehlich überwunden wird, erst dann ist der Weg zum inneren Aufstieg da.

— — —

Neujahrsnacht 1905. — Die Glocken sind verklungen. Ich stand am Bettchen meiner vier Jungen und am Lager meines Weibes. Gott segne euch! Euch zumal, ihr zwei, Wilhelm und Jonathan, die ihr in wenig Monden auch hinüber müßt nach Deutschland. Zu den Brüdern. Gott segne euch, ihr fernen Kinder des Schmerzes! Ludwig muß dienen. Gottlieb macht sein Einjährigen-Examen in Kürze. Werdet mir, ach, Kinder, werdet mir Männer, reine starke Männer! dann seid ihr genug.

Februar. — Ein holländischer Soldat war da. Aus dem indischen Lager. Getrieben, von was, von wem? Er hat ein Herz ausgeschüttet voller Not und Verschuldung und Scham. Daß man solchen Menschen nicht braucht darben zu lassen in seiner Not, welch ein Glück.

— — —

Eine unendliche Wohltat, daß wir jetzt das Krankenhaus in Pearadja haben, mit den beiden Doktoren. Ich hatte Dr. Winkler zu einem schweren Wochenbett hier.

Die Krankenlager offenbaren am hellsten, was in der Batakseele lebt. An Furcht, wie an Glauben. Die Batak vermögen stark zu sein im Leiden von Haus aus. Aber, was „Erleiden" war für ihren Fatalismus, ist für die Lebendigen unter ihnen längst zu einem Leiden geworden, das selber Tat ist, weil Einbetten in den Willen dessen, den alles menschliche Gebetsleben vertrauend umrankt. Und es sind Beter auch in meinen Gemeinden, vor denen die Lauheit heimatlicher Christen erröten müßte.

Bartimäus ist plötzlich gestorben. Er war nach hier übergesiedelt, als Nai Manggampian einst zu uns nach Sipirok kam. Was mögen Nai und Sindang machen? Und so viele andere? O, wenn die Erinnerung anfängt, ihre Fäden zu spinnen . . . Fast fünfundzwanzig Jahre Batakarbeit reden nun für mich schon aus dem Vergangenen.

Freudestrahlend kommt heute unser Kleinster und zeigt

stolz den spanischen Silberdollar, den ihm ein brauner Freund geschenkt. Ist immer sein stiller Wunsch gewesen, wenn er die blinkenden Talerstücke als Schmuck bei den braunen Kameraden sah. Sie werden allerdings immer seltener.

Wir anderen denken an Abschied.

— — —

Wieder daheim von Siboga. Wilhelm und Jonathan schwimmen auf dem großen Meer. Immer weiter fort. O, daß das Herz mitkönnte! Nun ist die Sehnsucht verdoppelt. Vier Kinder fern . . .

— — —

Daß in manchen Familien Hausandacht gehalten wird, stimmt mich zu Dank. In wievielen daheim in Deutschland wird sie nicht gehalten!? Es will was heißen, wenn gerade hier Einzelne so selbständig vorgehen. Denn nirgends scheint mir die Allgemeinheit — Luthers „Herr Omnes" — so viel zu bedeuten, wie im Batakland. Im Bösen wie im Guten. Im Guten hat diese Solidarität sicherlich mitgewirkt zu der so überraschend schnellen Ueberwindung des äußeren Heidentums. Begus und Sombaons gelten längst nichts mehr. In aller Ruhe schlägt man die Art in die heiligen Bäume. Zauberstäbe und Dorfgötzen, Feldaltäre und Totenopfer sind verschwunden und restlos erledigt.

Und innerlich? Immer wieder stelle ich mir diese entscheidende Frage. Es war natürlich eine Gefahr, daß der werdende Christ nun in Abendmahl, Taufe und Bibel magische Kraftspender vermutete. Es war natürlich naheliegend, daß nicht nur manches Neue im Sinn von Altem mißdeutet und mißverstanden wurde, sondern auch sehr vieles Alte, kaum als Aberglaube Erkennbare und darum scheinbar nicht Schwerwiegende, beibehalten wurde. Das waren Gefahren. Bis auf unbedeutende Reste wurden sie in den ältesten Muttergemeinden überwunden. Rückfälle

ins Heidentum sind ungeheuer selten. Wo sie vorkommen, folgt ein verheerendes Zurücksinken nicht nur in Aberglauben, sondern in allen möglichen Unrat auf sittlichem Gebiet. Wer zurücksinkt, versinkt bis über Hals und Kopf. Aber: Sehen wir unsere Völker daheim nicht mehr als christliche an wegen der Vielen, die ebenso abgesunken sind, der Vielen, die sittlich versagen und religiös gleichgültig wurden?

Darum sage ich: Auch innerlich ist das Heidentum überwunden. Denn nicht auf gewisse Rudimente der Vergangenheit kommt es jetzt an bei dieser Frage, sondern darauf: Sind die Menschen frei geworden von der Furcht vor den Geistern, von der Furcht vor den Seelen Verstorbener, von der Furcht vor Begus und Sibasos, vor dem ganzen Heer unheimlicher Furchterreger in Feld und Dorf und Wald? Und ich sage: Sie sind frei. Befreites Land ist Silindung. Wer hat sie befreit? Auf vielen Wegen der Eine. In mannigfachen Führungen der Eine. Immer derselbe, — der große Eroberer.

— — —

Nach der letzten Weihnacht noch im vorigen Jahr hatte ich den stillen Wunsch: Fändest du doch unter den vielen Jünglingen, die da in vier Gesangschören und als Posaunisten die Kirche mit ihren Liedern füllten, einige, die nicht nur als Lehrer, sondern als Pandita und Evangelisten einträten in den Kampf, den wir alle kämpfen! Nun ist kein Vierteljahr vorbei, und ich habe Panggabean mit einem älteren Mann hinaussenden können zu Bruder Lett auf die Mentawei-Inseln, südlich vor der Küste. Und durfte einige Helfer senden, Verheiratete und Unverheiratete, zu den Brüdern Simon und Guillaume, droben an der nördlichsten Front im neu angefaßten Gebiet jenseits des Sees. Die Kirchengemeinden meines Kreises Simorangkir treten mit ihnen zum ersten Mal selbst in die Missionsfront an ihren Brüdern.

Es wird das Ziel der ganzen jungen Batakkirche werden: Mission an den Batak durch Batak.

Nach Ostern will ich aufbrechen zu einer Reise nach Laguboti, und zu Steinsieks Aussätzigensiedlung Huta-Salem, die unsern kleinen Anfang von einst in Si-Tumba weit überflügelt hat. Ueber Pearadja und Sipoholon komme ich dann zurück. Es tut gut, einmal in die Arsenale zu schauen, die der batakschen Front die Waffen reichen und den Dienst der Zurüstung tun.

— — —

Karfreitag 1906. — Mondlose Nacht über dem Tal. Im Garten stand ich vor unserem großen Waldbaum und der Weinpalme dahinter. Da hob mit dem Dunkeln der Nacht über ihren Kronen ein Leuchten an, wie ich es nie gesehen. Stern an Stern funkelte auf; wie ein lebendiges Zucken ging es durch das Geäst. Ein glitzerndes Funkeln.

Ich ging hinaus auf den Weg nach Pansur-na-pitu. Weit spannte sich der Himmel, hoch und hehr das Diadem der Nacht. Nach Süden zu in Schimmer gebettet das Kreuz, im Westen unser Christusstern der Heimat, der Orion mit dem blitzenden Sirius zur Seite, im Norden tief am Horizont der Große Bär. Ein Strahlenreich, gespannt über die Enden der Erde, über alle Völker, alle Kinder des einen Vaters.

Da vergaß ich der eigenen Kinder in der Ferne, an die mein Herz voll Sorge und Wehmut zuerst gedacht, und trank das Leuchten aus der Höhe mit dankbaren Augen, still und gestärkt, und fühlte unterm Silberlicht der Kerzen Gottes ein unaussprechlich tiefes Wissen: . . . Der da droben . . . wacht über allen Fronten, sieht aller Kämpfer Müh und Mut, kennt all ihr Sorgen, Müdesein und Weh . . . stärkt alle, weit in Ost und Nord und West . . . und schaut die Scharen der Umkämpften und ihre Not

und ihre Sehnsucht und ihr Hoffen . . . und segnet sie und dich im Kampf um seine Welt . . . ."

4.

Befreites Land arbeitet an seiner Zukunft.

Unermüdlich.

Aelteste, Lehrer und Pandita-Batak unter Führung der weißen Missionare. Jahr um Jahr wachsen neue Stätten der Arbeit auf oder vertiefen ihr Wirken.

Immer weiter schieben sich neue Stationen in den Norden, Osten und Westen vor. Von Uluan wird die Brücke geschlagen zur Ostküste. Der Si-Lalahi, wie die Karos den Tobasee nennen, umkränzt sich auch an seinem unbetretenen Nordufer mit Christengemeinden, der Tano Si-Balungun und das dichtbevölkerte Gebiet des „Tuan von Purba" wurden erschlossen, in die Urwälder der Pakpaklande, wo noch Elefanten, Tiger und Gorillas heimisch sind, und das Verzehren alternder Eltern zur selbstverständlichen Sitte gehört, dringen als erste braune Pioniere besonders fähige Pandita-Batak vor.

Nicht mehr Schritt für Schritt, in weiten Sprüngen erfolgt die Besetzung der Stationen. Und von ihnen aus ein strahliges Durchdringen der Zwischengebiete durch braune Helfer, deren Gesamtzahl nach einem halben Jahrhundert der Batakmission das erste halbe Tausend weit überschreitet. Der rüstige Ephorus im Greisenhaar erlebt noch den Brückenschlag vom See zur Westküste, nach Barus, an dem ihn vor fünfzig Jahren die Holländer gehindert. Die Christianisierung der gesamten Bataklande in naher Zukunft liegt vor seinen erfahrungstiefen blauen Augen. Die Losung: Tole! bewährt ihre Kraft von einem Jahrzehnt zum andern.

Besondere Ströme neuen Lebens aber befruchten von den Quellorten Laguboti, Pearadja, Sipoholon und Narumonda aus in weitverzweigtem Stromnetz das ganze be-

freite Land. Religiöse Befreiung und äußere Hebung der Lebensart des Volkes gehen Hand in Hand. Nicht um Möglichkeiten mehr handelt es sich, — voll Vertrauen bereits Geschaffenes redet. Gewagte Tat wird werbend laut.

*

Welch ein Leben in den jahrelang verwaisten Räumen der alten Kaserne in Laguboti, einst errichtet, als die ständigen Einfälle des Singa-Mangaradja holländischen Schutz der Europäer nötig machten. Wie lange ist's schon her! —

Nun dort ein emsiges Kommen und Gehen und Schaffen. Ungezählte Laute unabläßiger Arbeit dringen aus den hellen weiten Sälen, in denen die Industrieschule der Batakmission wohnt. Braune Lehrbuben, Gesellen und Meister tummeln sich in Möbeltischlerei und Drechslerwerkstatt. Hell klingt der Hämmertakt der Schmiede. Die Feilen und Bohrer der Schlosserei knirschen dazwischen. Lötkolben glühen. Scheidewasser versprüht, wo die Klempner ihren Künsten nachgehen. Die Stille, mit höchstens hörbarem Fliegengesumm, im Raum der Uhrmacherwerkstatt und der zahntechnischen Klause sticht wohltuend ab vom Arbeitsfeld der Wagner und von der Bootsbauerei, deren höchster Ruhm draußen auf dem See schwimmt: das ganz, bis auf den deutschen Motor, von Batakmeistern geschaffene schlanke Motorboot „Tole", das allen Launen des auf dem See so trügerischen ablandigen Windes aus den zerklüfteten Gebirgen trotzt.

Neue Werke und neue Meister gehen von hier alljährlich hinaus in die Lande und tragen Kunst und Geist der Schule mit jedem Stück der Arbeit ihrer Hände weiter. Kein Wundern darum über die jüngsten, sicheren und luftigen Neubauten in den Dörfern, die gediegene Schreinerarbeit, die Einführung des unbekannten Pfluges, der Nähmaschine, besserer Webstühle, handlicher Wagen! — Klempner, Möbelschreiner, Schneider, Schmiede lassen sich in allen

größeren Dörfern nieder. Der Andrang batakscher Jugend zur Industrieschule wächst ständig. Kühne Gedanken tragen sich mit den Plänen einer neuen landwirtschaftlichen Schule auf der Steppe, zur wirklich wirtschaftlichen Ausnutzung der reichlichen Möglichkeiten der Bodenkultur des Bataklandes. — —

Schwere Lasten werden aus dem Nachbargebäude, der Buchdruckerei herausgerollt: Bücherballen, versandfertig In Hunderten und Aberhunderten wandern ständig die in der Buchbinderei mit ihrer Fülle von gefalzten Druckbogen zwischen Heft- und Schneidemaschinen fertiggestellten Schulbücher hinaus und gehen in alle Gemeinden. Die nah an dreißigtausend Schulkinder des Bataklandes brauchen schon allerlei Lehrmittel. Braune Söhne des Volkes binden sie alle, binden sie so, daß nichts sie von deutschen Erzeugnissen unterscheidet.

Batakssche Sprache in lateinischer Schrift füllt die Bücher, alles selbst gefertigt in der Druckerei nebenan. Wie hurtig langen die braunen Hände in die Setzerkästen, wie peinlich genau wird die Presse bedient. Da liegen ganze Stöße schon fertiger Bogen, Schulfibeln, dort Rechenbücher und Rechnungsformulare für die Stationen.

Unter der Maschine läuft die neueste Nummer des sonntäglich erscheinenden Christlichen Volksblatts „Immanuel". Die noch feuchten Bogen erzählen, daß es schon der sechsunddreißigste Jahrgang heuer ist. Ein Blick hinein: Berichte fern in neuen Gebieten stationierter Panditas, von den Mentawei-Inseln, Rechnungsablage der Kongsi-Batak, eine volkstümliche Erzählung aus batakscher Feder — wie sie reden können, können sie auch erzählen! —, Familiennachrichten, Rätsel und ärztliche Ratschläge von Dr. Schreiber, dem Chefarzt des Krankenhauses in Pearadja.

Der neue Kalender, auch bereits mit mehr als zwanzig Erscheinungsjahren, wird eben abgesetzt. Handschriften mehrerer batakscher Helfer über batakssche Sprichwörter,

Fabeln und Märchen, über das soziale Leben der Batak, über die Adat von Einst und Jetzt warten bereits auf die nächste freie Zeit der Setzer.

In erstaunlicher Fülle birgt das Archiv die bereits aus der Druckerei hervorgegangene Literatur, von größeren Werken bis zu kleinen Verteilbüchlein, Katechismus und alttestamentlichen Geschichten, Schulbüchern und Handreichungen für den Unterricht der Lehranstalt . . . dazu die Pläne kommender Dinge, die Vorarbeiten für die Herausgabe der ersten christlichen batakschen Zeitung . . .

Jugendlicher Gesang schallt zwischen das Geräusch der Arbeit. Am großen Bücherlager vorüber, diesem Arsenal technischer Hilfstruppen, ziehen die Bewohnerinnen des Mädchenheimes mit ihrer Schwester hinaus zur Aussätzigenkolonie Huta-Salem, die seit Jahren schon Si-Tumba, wo Missionar Hanstein mit jenem ersten Versuch begann, überflügelt hat. Die Diakonissen, die die Heiminsassen tagtäglich bei gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Kochen und Zusammenleben in allen häuslichen Arbeiten, Nähen, Flicken, Bügeln, Kochen unterrichten, helfen ständig zugleich beim Unterricht für die aussätzigen Frauen draußen in Friedensdorf, stets ein gut Stück begleitet von ihren anhänglichen Pfleglingen aus dem Heim.

Huta Salem vereinigt über fünfhundert Aussätzige, Arme und Aermste der Armen. Die größte Mehrzahl Christen, aber auch Moslems darunter. Der Flammentod einer aussätzigen Frau gab seinerzeit Missionar Steinsiek den Anstoß, die Pflege der Aussatzkranken auf breite Grundlage zu stellen. Im eignen Dorf, sich selber versorgend und verbindend, die leichter Kranken die Schwerkranken, nützen sie die Linderung durch die dort noch reichlicher als in Situmba vorhandenen Schwefelquellen.

Und es bliebe doch nur ein bitteres, unendlich trauriges Dasein, wenn nicht der Glaube an die andere Wirklichkeit

jenseits von Not und Krankheit auch den Kränksten den lichten Schein ewiger Zukunftshoffnung in die müden Augen legte. Täglich in ihren Häusern und gemeinsam in ihrem Kirchlein bedient von einem nahewohnenden gediegenen braunen Helfer, suchen sie mit leidgewohnten Augen das Licht der Höhe.

*

Nun verbrennt man sie nicht mehr. Nun jagt man sie nicht mehr in die Wälder wie einst. Nun weiß das befreite Land längst, daß man auch die anderen Kranken nicht mit Giftdämpfen und wirklichem Heidenspektakel aller möglichen und unmöglichen Instrumente erst von den sie bewohnenden Begus befreien muß, ehe sie gesunden können. Die Krankenbehandlung überhaupt hat ein neues Gesicht bekommen. Nun führt keiner mehr einen Schmerz oder Ausschlag oder Fieberhitze auf einen besonderen innewohnenden, mit hundert verschiedenen Namen benennbaren Begu zurück, den man übertölpeln muß, herauslocken oder herauszwingen, wenn auch der Kranke darüber zu Grunde geht. Die Hilfeleistungen der Missionare haben seit Anbeginn gerade in dieses Wahngebiet Bresche geschlagen und reinen Tisch gemacht. Wo aber nun Fälle kommen, in denen die missionarische Laienhilfe sich nicht einsetzen kann oder darf, da heißt es kurzer Hand: nach Pearadja.

Dort auf dem Hügel, unweit der größten und ältesten Kirche des Bataklandes, erhebt sich die Poliklinik. Zu Seiten ein großes Krankenhaus für Männer mit einem Operationsraum. Ein zweites für Frauen. Mustergültige Anstalten, geleitet von zwei Missionsärzten. Bett an Bett in offenen überdachten Hallen liegen die Kranken, gepflegt mit einer Liebe, die immer ihres Ursprungs gedenkt. Deutsche Schwestern auf beiden Stationen. Unter ihrer und der Aerzte Leitung eine Schar batakscher Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen. Ein batakscher

Apotheker bereits Leiter der Arzneibereitung im Nebenhaus. Die Zahl der Konsultationen geht weit in die Hunderttausende, jährlich zehntausend Patienten nehmen als Pfleglinge die Häuser in Anspruch.

Dahinter schmiegen sich Schwesternheim und Waisenhaus an den baumbewachsenen Hügel. Batakſche Jugend übt sich im Samariterwerk und Pflegedienst an den vielen Waisenkindern, die heidnischer Unverstand der Grenzgebiete einfach aussetzt, wenn die Mutter bei oder nach der Geburt stirbt. Die fast trostlose Hilfsbedürftigkeit batakſcher Wöchnerinnen, die von Anfang an den Missionaren ein starker Antrieb zur Tathilfe war, hat die Gründung der im Schwesterngebäude gelegenen Hebammenschule zur Folge gehabt. Unter Leitung der europäischen Aerzte bildet sich ein Stamm batakſcher Hebammen heran, die helfende Hände mit erbarmenden Herzen zu vereinigen lernen. Und ein Hoffen traut, daß aus diesem Werk in nicht zu ferner Zukunft batakſche Diakonissen erwachsen.

Ströme des Segens und der Kraft gehen vom hohen Hügel Pearadja ins Land.

*

Die weittragendste Wirkung aber entströmt Sipoholon, der Ausbildungsstätte der batakſchen Gurus und Panditas. Seit es vom Jahre 1900 an Pansur-na-pitu abgelöst, sorgt hier ein Stab besonders fähiger Offiziere für die Wehrhaftmachung des immer zahlreicheren Heeres batakſcher Streiter im Kampf um die Welt.

In grüne Gärten und Büsche gebettet und geschart um den ragenden Turmbau inmitten, dessen Uhrwerk batakſcher Humor „den unerbittlichen Herrscher der Anstalt" nennt, liegen hell und freundlich an sanftem Hang die langgestreckten Seminargebäude: Wohnhäuser der Seminaristen mit ihren Studier- und Schlafzimmern, Lehrsäle, die Uebungsschule, Wohnhäuser für batakſche Hilfslehrer des Seminars, Kochhaus, Bücherlager, drei Wohnhäuser für

die europäischen Lehrer. Mitten inne ein weiter, grüner Platz, von Baumreihen umsäumt und durchkreuzt. Ein wunderschönes Fleckchen Erde, auf dem sofort das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einer großen Lerngemeinschaft und zu künftiger Kampfgemeinschaft entsteht.

Stille träumt zwischen den Nachmittagsstunden hin. Nur aus den Kochhäusern künden unverkennbare Geräusche die Vorbereitung für die Abendmahlzeit an. Die vier Klassen der werdenden Gurus sind in die Gärten zum Außendienst, denn es ist gesorgt, daß Arbeit des Kopfes und Arbeit der Hände sich ergänzen. Zu tun draußen gibt's immer. Hell und hoch stehen die leeren Lernsäle. Ordnung herrscht. Sauberkeit. An den Wänden hängen neben Unterrichtsbildern die der Männer, deren Namen mit der Geschichte der Anstalt verflochten sind, Schreiber, Johannsen, Meerwaldt, Warneck, und wie sie alle heißen. Der Stundenplan am Schrank weiß zu erzählen, daß hier Bibelkunde und Katechismus, Weltgeschichte und Kirchengeschichte, Rechnen und Mathematik, Pädagogik, Methodik, Naturkunde, batakische Grammatik, Aufsatz, Zeichnen, Singen, Musik und Turnen in bunter Reihe wechseln. Auf vier Jahre verteilt sich der Lehrplan, hier sowohl, wie in der neueren Tochteranstalt Narumonda droben am Tobasee. Die beiden obersten Jahrgänge unterrichten in der Uebungsschule. Auch Predigtübungen finden statt. Holländisch einzuführen, wird geplant und die Verlängerung des Kursus auf fünf Jahre.

Das Schultagebuch nennt als letzte schriftliche Arbeiten: „Die Vorstellungen der heidnischen Batak von der Seele und vom Geist" und beim ältesten Jahrgang: „Der Kampf mit dem Mohammedanismus im Süden."

Die Zahl der Lehrer, die das Seminar schon in die Arbeit hineingestellt, nähert sich dem ersten vollen Tausend. In allen vier Winden der Bataklande arbeiten sie, Männer, die gelernt haben, sich mit der ganzen eigenen

Kraft hineinzubetten in Grenzen, Notwendigkeiten und Aufgaben einer Gemeinschaft; Männer, die wissen, daß es um höchste Ziele geht in dem Kampf, der ihnen verordnet ist: um Menschenseelen, lebendiger Menschen Heil und um den Sieg im Kampf um die Welt, der an ihrer Front um ihr eigen Volk geführt wird.

Nicht alle erreichen das Ziel, wie überall, und bei keinem darf vergessen werden, wie jung erst die christliche Geschichte seiner Familie ist. Lernten hier doch seinerzeit zwei Söhne eines Mannes, der sich selbst zu einem Mordanschlag gegen den Tuan Nommensen bekannte. Wohl bedürfen fast alle der weiteren Führung durch Missionare. Aber wunderbar ist es dennoch, wie gediegen sich oft die Männer erweisen, die als Guru Batak ihres Landes Zukunft, seine Kinder, zu dem Einen führen lernten, der die Seele ihres Volkes im Sturm eroberte.

*

Die im praktischen Dienst Bewährtesten der Lehrer wählt die Konferenz der Missionare aus und sendet sie von neuem nach Sipoholon. Da unten in einer Ecke des weiten Platzes wohnen ihrer Zehn. Mit ihren Familien. Lachende Kinder tummeln sich spielend vor den Häusern. Ihre Väter sieht der Hörsaal der Pandita noch bei der Arbeit. Ihr Lehrplan, der neue zwei Jahre ihrer Ausbildung umfaßt, ist ganz auf den Dienst eingestellt, den sie als Pandita Batak, bataksche Prediger, regelrecht ordiniert und befähigt zur selbständigen Leitung kleinerer Gemeinden draußen im Amt versehen müssen. Ihrer steht ein halbes Hundert neben den deutschen Missionaren in vorderster Front. An Nachwuchs fehlt es nicht. Gut so. Denn ihrer warten große Ziele. Sie sind berufen, die künftigen Kerntruppen der jungen batakschen Kirche zu sein.

Singend kehren die Schüler von der Arbeit heim. Von frohem Leben hallt plötzlich der weite Platz. Um die Kochhäuser trudelt eine hungrige Schar.

Der Abend fällt ein. Hornklänge wachen zwischen den dunklen Bäumen auf. Chöre singen. Fackeltragend naht die frische Jugend zu ihren liebsten Volksspielen im nächtlich dunklen Geviert. Vom Klang der Hörner begleitet, schreiten die Reigen der bunten Fackeln und ihrer Träger in immer neuen Windungen über den Rasen, über dem, von einer Reihe der düsteren Bäume zur andern, die Nacht ihren Sternenmantel breitet. Anmut liegt in den Bewegungen und die innig verhaltene Glut wirklicher Volkskunst. Lieder klingen unter den Bäumen. Jugend und Freude schreiten Hand in Hand nach dem Pulsschlag des Herzens . . .

Hastender Hufschlag knirscht plötzlich im Kies. Mitten im Takt bricht der Klang der Hörner mißtönend ab. Die Fackelreihen verheddern sich. Wehlaut zittert auf. Alles eilt durcheinander zum Turmhaus, wo der Reiter hält.

„Nunga mate Ompu i!" – „Der Ompu ist tot!"

Der Ompu: Nommensen.

Die letzten Fackeln verlöschen. Dunkel und Stille lasten über schweigender Schar . . . Die übliche Abendandacht sieht verstörte junge Gesichter . . .

Der Ompu tot!

5.

Aus seinem „Vorwärts!" ward ein „Aufwärts!"

Ueber das Volk der Bataks aber sank ein tiefes Trauern. Denn der Ompu gehörte ihm. Mitten aus der Arbeit schied der Vierundachtzigjährige. Tausende aus Toba, Silindung und vom See machten sich auf nach Laguboti, noch einmal „den Vater" zu sehen. Der Zug derer, die an seiner Bahre vorüberzogen, nahm kein Ende. Pandita Batak trugen den Sarg.

„Herrlichen Kampf habe ich gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue gehalten."

Dies Bekenntnis des größten Missionars des Urchristentums ward wach am Sarge des größten Missionars der

batakschen Christenheit und schaltete sich um in die Bitte an die braunen Kinder des toten Ompu: „Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes verkündet haben." — Der Pandita einer ward zum Mund seines Volkes: „Wir schauen sein Ende an und folgen seinem Glauben nach."

Wie eine Lähmung lag es vorerst über dem Land.

Auch über der kleinen Schar, die das Missionsboot am Abend über den See hintrug auf die fernen Stationen am Nordufer. Aelteste, Lehrer und Pandita.

Da hob sich einer im Stern des Bootes und wagte das Wort: „Gott rief den Ompu heim. Uns aber würde der Ompu immer noch d i e s zurufen" . . . und deutete schweigend auf den Bug des Bootes, wo im Schein der Abendsonne der alte Wahlspruch blitzte: „Tole!"

Das war Geist von seinem Geist.

Und b l i e b lebendig und i s t lebendig unter dem Volk der Batak, denn es ist der Geist des großen Eroberers, der seinen besten Kämpfern lebt.

*

Daß dieser Geist lebendig ist unter dem Volk der sumatranischen Berge, beweist nicht zuletzt die Arbeit der Kongsi-Batak. Aus eigenem Antrieb batakscher Männer entstanden, gegründet schon 1901 von einigen Panditas unter Führung des gediegenen Henoch, stellt diese bataksche Missionsgesellschaft ein Reifezeugnis der jungen sumatranischen Kirche dar.

Bataks mit weißen Beiräten verwalten sie und leiten ihre Arbeit. Nur ein Ziel kennt sie: Missionierung der noch heidnischen Bataks durch Bataks. Der lebendige Missionstrieb, wie er allen echten christlichen Kirchen seit Beginn der Kirchengeschichte eigen, hat hier eine sumatranische Gestalt gewonnen. Die Kongsi Batak besoldet aus eigenen Mitteln die Pandita und Lehrer, die sie, mit Einwilligung der Konferenz der europäischen Missionare, sowohl an die äußerste

Front im Batakland selbst als nach den Mentawei-Inseln und nach Enggano vor der Südküste Sumatras sendet.

Und keine Gemeinde der Bataklande ist ohne ihr Missionsfest, auf dem die Kongsi Batak die Verbindung herzustellen weiß zwischen der jungen heimatlichen Kirche und den Kampfgebieten an der äußersten Front batakscher Stammesgrenzen.

*

Pearadja prangt im Festschmuck. In aller Frühe weiht Posaunenklang den Tag.

Zum Kirchgang ertönen Posaunen von neuem. Unter den Bäumen sammeln sich die fernherkommenden Gäste aus den Tochtergemeinden. Die Kirche, die ihre dreitausend Hörer aufnimmt, füllt sich bis zum letzten Platz. Missionsfest der Kongsi Batak! Da mag niemand zu Hause bleiben. Sprechen doch Brüder aus dem Kampfgebiet. In den vordersten Reihen der Festgäste sitzt auch die seit Jahren getaufte Witwe des größten Christenhassers, des Singa-Mangaradja, mit ihren Söhnen. — —

Die Kanzel besteigt Pandita Samuel und erzählt von der großen Reise, die er mit dem verstorbenen „Vater der Batak" vor Jahren rings um die Nordküste des Tobasees gemacht. Man spürt, warum er j e t z t davon erzählt, denn eigentlich hatte er von seiner eigenen Erkundungsreise in die Pakpaklande sprechen wollen, die Urwaldgebiete und letzten Zufluchtsstätten dunkelsten Heidentums mit Altären voller Menschenschädel und auf den Märkten feilgebotenem Menschenfleisch. Aber sein Herz treibt ihn, das Bild des „Vaters" zu zeichnen, wie es sich ihm eingeprägt damals im Sturm auf dem See, wo alle Bootsleute und Ruderer versagten und der weißbärtige Greis mit den blitzenden Augen zum harten Befehlshaber ward, mit Riemen, Segeln und Schoten umging, wie einst als Junge vor der nordfriesischen Küste, und seinen ruhigen Willen wie ein

echter Kapitän in der Not des Sturmes allen Bangen und Aengstlichen aufzwang . . .

Atemlos lauscht die Gemeinde, in der einst der „Vater" in jenen Anfangszeiten gewirkt, deren sich nur noch Alte erinnern, g a n z Alte, die auch noch wissen aus ihrer Väter Mund von Greueln im Tale Silindung, die denen der wilden Pakpakstämme nichts nachgaben, während die Jugend bereits erstaunt von solchen Dingen voriger Zeiten hört wie von alten Legenden.

Chöre singen, Männerchöre und Jungfrauen. Posaunen geben den Liedern einen sieghaft vorwärtsdrängenden Rhytmus.

Und dann spricht der Lehrer Johannes von seiner Anfangszeit in Huta Djulu überm Gebirge da drüben, das westlich Pearadja das Tal begrenzt. Erzählt aus den Kampferwäldern, in die er als Erster eindrang, um mit einigen Christenfamilien, die nach dem versteckten Dörflein Djulu verzogen, die Verbindung anzuknüpfen . . . Bäume brauchte man zum Brückenbau, aber die Heiden hatten Angst vor dem Sombaon, dem der Hain gehörte, furchtsam flohen sie alle, bis der Aelteste, Isaak, vortrat, entblößten Hauptes betete und alle mahnte, gut zuzuschauen, dann die Axt nahm und den heiligen Baum zu Fall brachte. „Dein Gott hat gesiegt," murmelte die Menge. —

Von dem Gebetsplatz berichtet er, den sich die wenigen Christen dort unter einem Riesenbaum auf der Paßhöhe eingerichtet, an dem keiner vorbeigeht, ohne seines Gottes und seines Volkes zu gedenken. — —

Wie leuchten da die Augen der Hörer, wo sie Schritt um Schritt miterleben, wie der Glaube, der ihr Glaube ist, in die Urwälder dringt und auch nicht Halt macht vor dem widerspenstigsten Häuptling, bis er bekennen muß: „Guru, ich lege dir nichts mehr in den Weg. Wenn die Sonne aufgeht, kann man nichts dagegen tun, es wird eben hell."

„Das ist's, das ist's," geht es wie ein Rauschen durch die Gemeinde . . . „Es wird eben hell."

Ja, es ist hell geworden . . . Befreites Land ist die Heimat . . . Und das Volk der Batak sendet neue Boten aus, seinen fernsten Söhnen das Licht zu bringen, „gegen das man nichts tun kann".

Heilige Weihe liegt über der Stunde des Nachmittags, in der das Volk von Pearadja seine Gaben bringt für den Kampf um seine fernsten Brüder, zu treuen Händen der Kongsi Batak.

Die Bläser laden zum Opfergang. Schulkinder von allen Dörfern ziehen blumengeschmückt mit ihren Lehrern um den Altar. Jedes, um dort sein Säcklein Reis niederzulegen. Singend kommen die großen Knaben. Ihre Schar teilt sich wie im Reigen, zwei- und dreistimmig im Wechselgesang schreitend, bringen sie Bananen und Eier, und die Mädchen selbstgewebte Zeuge und Kaffee. Die Aeltesten aller Tochtergemeinden nahen, jede Gruppe von den Bläsern begrüßt, mit Tellern voll Opfergaben, aber die Geldstücke unter Blumen verborgen. Nun die Väter und die Mütter . . . Und draußen wiehert als Häuptlingsgeschenk ein Pferd vor der Tür. Ziegen sind angeplöckt. Jeder bringt von dem Seinen, was sein Herz ihn heißt.

Es ist so, wie es der willensfrohe Leiter der Kongsi Batak, Pandita Henoch, dankend ausspricht: „Ein befreites Volk, ein befreites Land opfert Dank!"

Seine Geschenke strömen zugleich die heilige Sehnsucht des Herzens aus: Daß die Zukunft alle fernen Brüder, das ganze Volk der Batak zu Füßen des Einen finde, der ihrer Täler und Berge und Schluchten, der ihrer Häuser und Herzen Eroberer ist.

Glauben und Lieben und Hoffen der jungen Christenheit eines befreiten Landes reden in den Gaben, die sich rings um den Altar häufen, die Sprache tiefer dankbarer Inbrunst.

# Der Eroberer.

Ein Kampf um Dörfer, ein Kampf um Städte, ein Kampf um die Welt.
Rings um den Erdball tausend Fronten . . .
im gleichen Ringen . . . um Brüder in Not,
seit der Stunde, da der Eroberer sprach:

„Wie mich
mein Vater sendet,
so sende ich
euch! . . .

Denn mir ist gegeben
im Himmel und auf Erden
alle Macht. . .
Geht also hin
und macht zu meinen Jüngern
alle Völker. . . . . .
Ich aber, seht,
bin bei euch
alle Tage . . .
Bis
an der Welt Ende."

Darum also:
Rings um den Erdball tausend Fronten
in gleichem Ringen . . .
um Brüder in Not . . .

Seitdem, — bis an der Welt
Ende!

# Erklärung fremder Wörter und Ausdrücke *)

Der Vorleser merke sich für eine richtige Aussprache folgende drei Regeln:

1. Alle Fremdworte werden auf der vorletzten Silbe betont, außer folgenden fünf Worten: Debata Seite 24, Hariandja Seite 76, tutu Seite 89, Horas Seite 25 und situtu Seite 36, die den Ton auf der letzten Silbe haben.
2. S und ſ in Fremdworten spreche man stets scharf aus wie ß in Füße: Silindung sprich ßilindung; Samosir spr. ßamoßir; Sibaso spr. ßibaßo usw.
3. Batakſche Eigennamen, soweit sie hier nicht verzeichnet sind, werden gesprochen wie geschrieben.

**Adat** = heidnische Sitte, Überlieferung.

**Animismus, animistisch** = Seelenglaube, verbreitetste Form niederer Religion, mündend in Seelenkult, Geisterfurcht und religiös begründete Verbrechen.

**Arsenal** = Rüstkammer, Zeughaus.

**Atjeh** = Nordprovinz Sumatras, Sitz der berüchtigten Atjeher oder Atchinesen.

**Badju** (sprich Badschu) = Jacke.

**Bataraguru** = Name des Schöpfergottes, nicht klar geschieden vom Debata. Beide für die persönliche Frömmigkeit der heidnischen Batak bedeutungslos.

**Begu** = Geist Verstorbener, Totengeist; auch böser Geist schlechthin.

**Betel** = Blatt der Betelranke, das brennend würzig ist; die gerbsäurereiche Betelnuß der Pinang- oder Arekapalme.

**Bulang** = Kopftuch, das turbanartig geschlungen wird.

**Cikade** = grüne Zirpe, Baumgrille.

**Damar** = (spr.: Dammar) Harzbaumart, Harz, Fackel.

**Datu** = Zauberpriester.

**Debata** = Name des höchsten Gottes, siehe auch Bataraguru.

**Dermani** = Schmuckringe um die Kopftuchzipfel.

*) Für mannigfache sprachliche und phonetische Hinweise sowie die neue Form dieser „Erklärungen" bin ich Herrn Missionar Gabriel von der Barmer Mission zu Dank verpflichtet. D. V.

**Diaspora** = Zerstreuung, Ausdruck für Gebiete, in denen Glaubensgenossen nur in geringer Anzahl wohnen.

**Djesus** (spr.: Dschesus) = Jesus.

**Durian** = Baum mit faulig schmeckender Frucht, der liebeserregende Wirkung nachgesagt wird.

**Ephorus** = Titel, etwa gleich Dekan, Propst, Superintendent.

**Galung** = eingedämmtes nasses Reisfeldstück.

**Gadong** = Süßkartoffel.

**Gondang** = Paukenmusik.

**Guru** = Lehrer.

**Hadji** = Mekkapilger.

**„Horas ma hami!"** = Es gehe uns gut!

**Horbo** = Büffel, Büffelkuh.

**Huta** = Kampung (malaiisch) = Dorf.

**„I ma tutu!"** = „So geschehe es!" „Ja gewiß!"

**Isa** (sprich: Isa [malaiisch]) = Jesus.

**Kampung** (malaiisch) = Huta = Dorf.

**Karo** = Batakstamm, nördlich vom Tobasee.

**Kimm** = Kimmung, Horizontlinie auf See.

**Kongsi** (sprich: Kongßi) = Gesellschaft.

**Kri** = krummes Messer aus Atjeh, Sichel, Grasmesser.

**Kuli** = inländische und chinesische Arbeiter, Träger.

**Kuria, Kapala Kuria** (sprich: Kurija) = Haupt der Gemeinde, besonderer Häuptlingstitel, Gemeindevorsteher.

**„Laila il Allah!"** = „Gott ist groß!"

**Lalang** = Ri = Eine hochblättrige Quecke, Steppengras.

**„Las rohangku situtu, ala Djesus porlulu"** = Übertragung des Anfanges von: „Weil ich Jesu Schäflein bin."

**Lontung,** sprich: Lottung.

**Losung** (sprich: Loßung) = Holzblock, worin Reis gestampft wird.

**Malim** = Mohammedanischer Priester.

**Marsambajang** (sprich: Marßambajang) = Mohammedanische Kultfeier, Anbetung Gottes.

**„Morituri te salutamus"** = Wir grüßen dich auch angesichts des Todes.

**Nai Mangampian,** sprich: Nai Mangappijan.

**Napuran** = das Gekalkte, Betelpriemchen.

**Njonja** = Weiße Frau.

**Nobi Isa** = Prophet Jesus.

**Ogung** = Gong, metallnes Musikbecken.

**„Des Oheims Tochter"** = Frau.

**Olo** = Ja.

**„Olo–da, olo–da, ung–ga, ung–ga!"** Ruderlied der Leute von Samosir.

**Ompu** (sprich: Oppu) = Großvater.

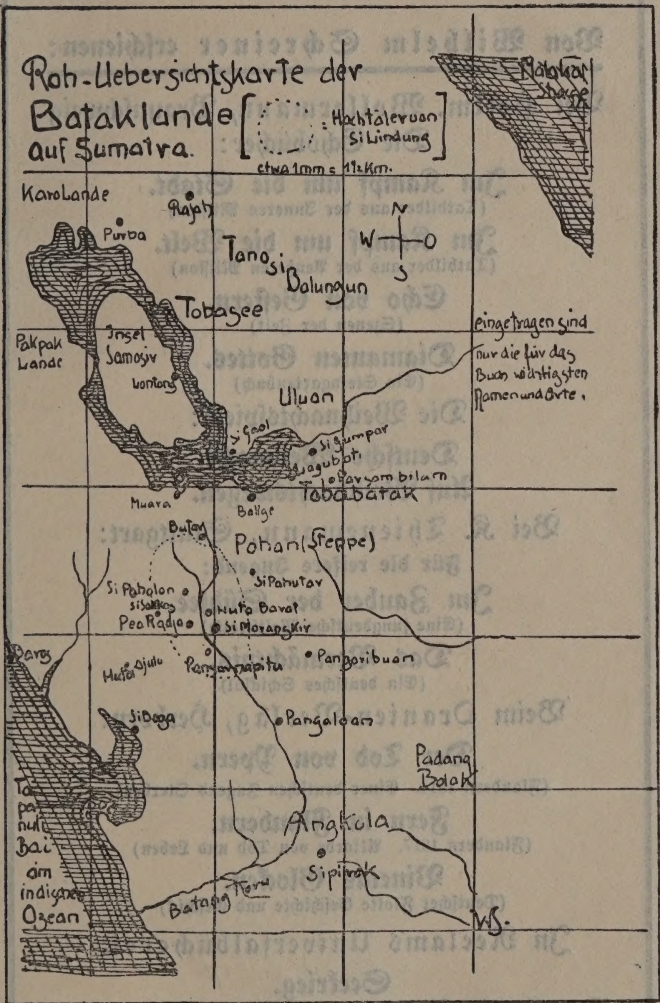
**Ompu Sumangot** = Großvatergeist.

**Onan** = Markt.

**„Pamate nasida** (sprich: Pamateh naßida) = „Tötet sie!"

**Pangulubalang** = Vorfechtergeist, auch eine menschenähnliche Steinfigur als Sitz des Vorfechtergeistes.

**Parang** = Hiebmesser, fast kleines Schwert.
**Pansur-na-pitu** (sprich: Patzurna-pitu) = die sieben Wasserstrahlen.
**Pea Radja** (sprich: Peja Radscha).
**Radja** (sprich: Radscha) = Dorfhäuptling, Sippenoberhaupt.
**Raut** = Buschmesser.
**„Reisausschöpferin"** = Frau.
**Rohangku**, sprich: rohakku.
**Ri** = hochblättrige Quecke, Steppengras.
**Rotang** = spanisches Rohr, Rohrpalme, die festes Bindematerial liefert.
**Rudiment** = Rest.
**„Sachmat sagumana bisa"** = „Schutz gegen alles Schadende" (sprich: s = ß!).
**Sanidin** = scharfsplitterndes, glänzendes Quarz.
**Sarung** (malaiisch) — Ulos = Lendenkleid, Umschlagtuch, das landesübliche Kleid.
**Sawa** = nasses Reisfeld.
**Setan** = Satan.
**Sibaso** = Geistermedium (spr.: ßibaßo).
**Sigumpar**, sprich: ßiguppar.
**Simorangkir**, sprich: ßimorakkir.
**Sintua** (sprich: ßittua) = Ältester.
**Siri** = Betel- oder Kaupfeffer, siehe Betel.
**Salaon** = dem Indigo verwandt, Blauholz.
**Solu** = Ruderboot, Einbaum.
**Sombaon** = Hain, heiliger Baum, Berg usw., als Sitz des verehrungswürdigen Ahnengeistes, schließlich gleich diesem.
**Sopo** (spr.: ßopo) = Reisspeicher im Dachraum, darunter Versammlungsraum, der allseitig offen ist.
**„Tabe!"** = „Sei gegrüßt!"
**Tandu** = Tragstuhl.
**„Tole!"** = „Vorwärts!"
**Tondi** = Seele, Geist des Lebenden; begu dagegen Geist Verstorbener.
**Tuan** = Herr, von Menschen gesagt.
**Tuhan** = Herr, von Gott gesagt.
**Ubat** = Arznei.
**Ulos** = Umschlagtuch, das landesübliche Kleid.
**Upachbaum** = Stärkster Giftbaum.



Roh-Uebersichtskarte der Bataklande auf Sumatra.
Hochtäler von Si Lindung
etwa 1 mm = 1½ Km.
Karo Lande
Rajah
Purba
Tano si Bolungun
N
W
O
S
Tobasee
Insel Samosir
Pakpak Lande
Uluan
eingetragen sind nur die für das Buch wichtigsten Namen und Orte.
Si Gaol
Sigumpar
Tobabatak
Muara
Balige
Pohan (Steppe)
Si Pohutor
Si Pahalon
Huta Barat
Si Morangkir
Pea Radja
Barus
Pangaribuan
Huta Djulu
Pangaloan
Sibogha
Padang Bolak
Tapanuli Bai am indischen Ozean
Angkola
Sipirok
W. S.

## Von Wilhelm Schreiner erschienen:

Bei Hellm. Wollermann, Braunschweig

Die Echobücher:

**Im Kampf um die Stadt.**
(Tatbilder aus der Inneren Mission)

**Im Kampf um die Welt.**
(Tatbilder aus der Aeußeren Mission)

**Echo von Gestern.**
(Szenen der Zeit)

**Diamanten Gottes.**
(Ein Steingartenbuch)

Die Weihnachtsspiele:

**Deutsche Weihnacht.**

**Auf Weihnachtswegen.**

Bei K. Thienemann, Stuttgart:

Für die reifere Jugend:

**Im Zauber der Südsee.**
(Eine jungdeutsche Weltstreife)

**Das Vermächtnis.**
(Ein deutsches Schicksal)

Beim Oranien-Verlag, Herborn:

**Der Tod von Ypern.**
(Flandern 1914. Einer deutschen Jugend Sterben)

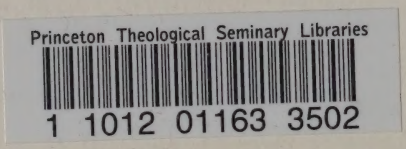
**Fern in Flandern.**
(Flandern 1917. Akkorde von Tod und Leben)

**Vinetas Glocken.**
(Deutscher Flotte Geschichte und Geschick)

In Reclams Universalbücherei:

**Seekrieg.**
(Sammelband der Skizzenfolgen: Hohe Fahrt / Kühner Kurs / Harte Pflicht / Junger Sieg / Letztes Lied.)
Auch in Einzelheften.

312 YB 361
LBC
6-03-99 32180 FS


Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01163 3502